

Nach dreißig Jahren
Von Otto Kleine



Ernste und heitere
Erlebnisse auf einer
Deutschlandreise



Ewiger Bund

<https://www.ewigerbund.org>



Vaterländischer Hilfsdienst

<https://www.hilfsdienst.net/>

Nach dreißig Jahren

Erste und heitere Erlebnisse
auf einer Deutschlandreise

Von

Otto Kleine

Pastor in Philadelphia



Leipzig 1926

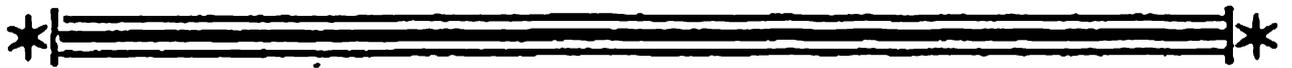
S. G. Wallmann Verlag

Dieses Buch wurde gedruckt im Frühjahr des Jahres 1926
bei Edm. Pillardy in Cassel

Dem aufrechten Kämpfer für Treue und Recht
Herrn Ernst Pfeiffer
zugeeignet.

Inhalt

	Seite
Geleitwort von Dr. theol. Ludwig Schnellér	7
1. Heimat	9
2. Auf dem Schiff	10
3. Auf dem Kirchentage in Bethel-Bielefeld 14.-17. Juni 1924	20
4. Ins besetzte Gebiet	29
5. Kirchen	36
6. Ein Kranz auf das Grab des Pastors Johannes Paulsen in Kropp	46
7. Zwei Häuser	55
8. Auf der Eisenbahn	62
9. Deutsche von einst	72
10. Mein Besuch in Doorn	81
11. Was mir in Deutschland nicht gefiel	98



Beleitwort

Otto Meine hat von seiner amerikanischen Heimat aus sechs Jahre nach dem Ende des Weltkrieges sein altes deutsches Vaterland besucht und hat sich mit offenen Augen darin umgesehen. Viele deutsche Länder und Städte, große, bedeutame kirchliche Versammlungen, den feindbesetzten Rhein, seine nordische Heimat hat er gesehen. In mancher Beziehung ist es ihm ergangen wie dem vielgeprüften Dulder Odysseus, der bei der Rückkehr aus dem trojanischen Kriege seine Heimat nicht wieder erkannte. Was ihm da nicht gefallen hat, spricht er offen aus. Aber sein Tadel ist nicht der eines kalten Kritikers, sondern er gleicht dem einer liebenden Mutter, die es nicht mit ansehen kann, daß ihr Kind untergehen soll: „Ich kann nicht sehen des Knaben Sterben.“ Überall fühlt man den Pulsschlag der Liebe, die darüber trauert, ein einst so herrliches Land und Volk in solchem Zustande wiederzusehen, und die die Hoffnung nicht aufgeben kann, daß das alte Land der Reformation nach dem ungeheuern Sturz sich zunächst innerlich und dann auch äußerlich wieder erheben werde. Zuletzt hat er noch den Kaiser in seiner Verbannung in Haus Doorn

besucht. Und was er da in ungebrochener Kaiser-treue und gerechtem, verständnisvollem Urtheil geschrieben hat, hat mich so bewegt, daß es mir heiß in die Augen aufstieg. Ich sagte mir: wenn in Deutschland alle so dächten, dann würde es bald wieder seinen alten Platz in der Welt einnehmen.

Otto Kleine ist ein feinsinniger Beobachter und dazu ein Schriftsteller von Gottes Gnaden, der seine Beobachtungen und Gedanken in so fesselnder und gewandter Form darzubieten weiß, daß es ein Genuß ist, an seiner Hand eine Reise durch das Deutschland von heute zu machen. Ich wünsche seinen zu einem Buche zusammengefaßten Reisebriefen recht viele Leser in Amerika und Deutschland.

Dr. theol. Ludwig Schneller.

Heimat

Weit über die Berge schweift der Blick,
Verliert sich in träumende Weiten. —
Und aus dem Herzen die Sehnsucht steigt;
Die will mich zur Heimat geleiten.

Ich strecke die beiden Hände hin
Und schließe die Augen gelinde,
Die goldenen Tore tun sich auf
Dem heimkehrenden, fremden Kinde.

Ich grüße dich, Heimat, ich grüße dich!
Ich kann nicht jauchzen und singen,
Durch die Seele zieht ganz leise hin
Ein heimliches, weltfernes Klingen.

Wie letztes Läuten vom Turme verhallt,
Von kofenden Lüften getragen,
Bald lauter, bald leiser klingt der Klang
Zu mir aus vergangenen Tagen:

Waldesrauschen und Berchengesang,
Schwermütige, feckfröhliche Lieder
Von Wäldern hoch und Tälern weit,
Von des Frühlings blühender Herrlichkeit
Strömt mir aus den Lüften hernieder.

In all dem Klingen wandre ich dahin,
Träumend, auf alten Wegen.
Und alles Blut in den Adern glüht,
Und meine Seele glückschauernd fühlt:
Die Heimat kommt dir entgegen.



Auf dem Schiff

„Du mußt nach Deutschland gehen,“ sagte ein lieber Freund zu mir. Er war anderthalb Jahre in den Staaten gewesen, hatte sich für seine Anstalt müde gereist, geredet, gearbeitet. Nun fuhr er nach Hause. Unter den vielen, die da kamen, war er der taftvollste. Mir war er ein lieber Freund geworden. Er kam von Kalifornien zurück. Sein erster Weg war zu mir: „Du mußt nach Deutschland gehen. In Deutschland bist du krank geworden, an Deutschland wirst du gesunden. Neues Leben sprießt aus den Ruinen.“ Ein kurzes, hartes Lachen war meine Antwort. . . . Ich nach Deutschland! . . .

Wir waren deutsch geworden, bewußt deutsch! Kein Deutscher in Deutschland hätte im August 1914 deutscher empfinden können als wir. Zwanzig, dreißig Jahre im Ausland waren wie ausgewischt. Unser Leben knüpfte wieder da an, als wir Deutschland verließen. Aus der Tiefe flutete es mit unwiderstehlicher Gewalt und überflutete unser ganzes Wesen. Und das deutsche Volk war am 9. November 1918 undeutsch geworden. Da gähnte ein Abgrund, weiter, tiefer als der Ozean.

Wie das riß, wie das bohrte, jene Stelle in Hebbels Nibelungen:

„König Gunther: Ich möchte mich
Ein wenig setzen. Gibt's hier keinen Stuhl?
Hagen (wirft sich auf Hände und Füße nieder):
Hier, edler König, hier, und einer, der
Dir selbst sogar gehört.“

Ich bin doch nach Deutschland gegangen. Ich mußte wohl. Zwar ich bin nie das Gefühl losgeworden, unter Trümmern zu wandern. Des „neuen Lebens“ bin ich wenig gewahr geworden. Als ich das erste Mal in Berlin war, und der Weg in die Straße „Unter den Linden“ einbog, da stockte mein Fuß, und meine Hand legte sich meinem Führer auf den Arm. Da nicht! Und ich ging doch! Geisterhaft stand der Augusttag vor meinen Augen, da der Mann vom Balkon des Schlosses zu seinem Volke sprach. Ich sah ihn, ich sah die Tausende, Mann an Mann, an seinen Lippen hängen. Fürst und Volk wuchsen zu einer Einheit zusammen! — „Und dort,“ sagte mein Begleiter zu mir, „dort hat der Straßenkampf am wildesten getobt. Sie können die Löcher noch sehen, die die Kugeln geschlagen.“

In den Straßen gingen die Menschen gleichgültig an den Wahrzeichen einer großen Vergangenheit vorbei. Sie hasteten, sie lachten, sie blieben neugierig stehen, wenn irgendeine Kleinigkeit sie fesselte. Die Geschichte der letzten zehn Jahre war ihnen Vergangenheit. An einem Abend sah ich sie sich freuen an der Zerstörung. Zwischen Dom und Schloß brüllten sie lauter: „Hoch die Republik!“ — Mir ging das schauerliche Wort aus Grabbe's „Herzog Theodor von Gothland“ schmerzhaft durch den Kopf:

„Ich — wette: auch an die Hölle kann man sich gewöhnen.“

Deutschland, wie weit ist es bis zur Hölle?

Trotz allem: ein heller Stern stand freundlich über unsrer Fahrt, Gottes Freundlichkeit. Ich glaube an die Vorsehung des Vaters im Himmel, aber sie einmal mit den Händen greifen zu dürfen, das ist köstliche Erfahrung. Es ging alles so, als hätte einer im geheimen alles vorbereitet. Alle Kajüten auf dem guten Schiff „Bremen“ waren besetzt, nur Kajüte 9 auf dem Oberdeck wartete auf die Bewohner. In zehn Tagen war alles in Ordnung, und am 22. Mai, an unserem 30. Hochzeitstage, konnten wir unsere Hochzeitsreise machen. Blumen und Grüße der Gemeindeglieder und Freunde, ans Schiff gesandt, sangen uns den Hochzeitsmarsch.

Mir war es eine besondere Freundlichkeit, daß wir auf einem Schiffe fahren konnten, das eine Geschichte hatte. In besseren Tagen hatte der Norddeutsche Lloyd ein Schiff „Bremen“ besessen, das bei dem Brande in Hoboken im Jahre 1901 schwer beschädigt, dann umgebaut und vergrößert zu den schönsten Schiffen des Norddeutschen Lloyds gehört hatte. Natürlich dachte ich, daß es das Schiff sei. — Befehl! Aber diese „Bremen“ hatte eine viel eigenartigere Geschichte. Diese „Bremen“ hieß „Pocahontas“, hieß „Prinzeß Alice“. Als es 1919 an das allgemeine Stehlen ging, behielt das Sprichwort: Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten, wieder einmal recht. Die Vereinigten Staaten waren in schlechte Gesellschaft geraten, und das färbt ab. So nahmen sie sich neben anderen auch das Schiff „Prinzeß Alice“. Und da es bis dato keine Demokratie in Reinkultur gibt, nannten sie das Schiff nach Ihrer königlichen Hoheit, der indianischen Häuptlingstochter „Pocahontas“.

Wir können eben trotz versiegelter Gleichheit doch nicht ohne allen Respekt vor Fürstlichkeiten auskommen. Geht der Präsident in die Sommerferien, gehen die Berichterstatter mit, und das Volk erhält täglich den „Hofbericht“, wann er aufgestanden, wann er gespeist, wann er gespielt, wann er schlafen gegangen. Und da er es mit einem bekannten lateinischen Sprichwort hält und sich in Schweigen hüllt, so wird uns auch das gemeldet. Den „Hofbericht“ könnte man sich schließlich noch gefallen lassen, denn „man“ könnte doch vielleicht auch einmal Präsident werden. Aber wir springen mit unseren Grundsätzen noch ganz anders um. Fährt da augenblicklich der Prince of Wales in der Welt umher und beschaut alle freiwilligen und unfreiwilligen Untertanen. — Was geht uns das an? Das möchte ich auch wissen! Unsere Zeitungen müssen ihr Publikum wohl besser kennen. Denn, was man ihnen auch nachsagen mag, daß sie Geld verplempern, kann man ihnen nicht nachsagen. Und so lassen sie es sich täglich eine ganze Menge Geldes kosten und servieren uns zum Frühstück, wie Se. königl. Hoheit geschlafen, gespeist, getanzt, Unsinn geschwätzt, ganz wie ein anderer Mensch! Demokratie allein ist neben anderem doch recht langweilig.

Also nahmen die Amerikaner besagte Prinzessin Alice, alias Pocahontas, und fuhren damit nach Italien. Und fuhren fünfundvierzig Tage und Nächte. Früher hatte das Schiff nur vierzehn Tage gebraucht. Nun mußte das Schiff auch wieder zurück. Aber es wollte nicht. Es fuhr nur bis Gibraltar, und da sagten die Maschinen: Wir wollen nicht mehr. Da ließen es die Ameri-

faner liegen. Und dann kamen die Deutschen mit drei kleinen Schleppdampfern und schleppten das Schiff nach Bremen, und machten es rein und brachten die Maschinen wieder in Ordnung, und jetzt jagten die Maschinen wieder bei Tag und bei Nacht: Wir wollen, wir wollen. Das alles erzählte mir der alte, prächtige Chefingenieur, und erzählte mir noch manches andere. Und so brachte uns das gute Schiff, im Jahre 1900 gebaut, in den Händen der Amerikaner gewesen, als altes Eisen von ihnen verkauft, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 15,22 Knoten über den Ozean. Mir aber war's bei dem allen, als nickte mir der Herrgott freundlich zu: Siehst du, die alte deutsche Tüchtigkeit ist noch da!

Als wir aufs Schiff kamen, gingen die Augen meiner Frau, — und meine gingen mit, — spähend umher: wie steht es mit der Sauberkeit? Es stand nicht zum besten damit. Wir vergaßen, daß noch verladen wurde, daß an die 1200 Menschen auf dem Schiffe waren, amerikanische Menschen. Die Schiffsgeländer waren frisch gestrichen und die Farbe noch nicht ganz trocken. Aber hilfsbereit tupfte der Matrose mit der großen Flasche Fleckenwasser alle Farbenflecke hinweg. Wir waren noch nicht zum Hafen hinaus, fing Großreinemachen an. Und am nächsten Morgen spiegelte sich die Sonne in dem blank gepuhten Messing, und das Glänzen und Funfeln lachte uns zu: Siehst du, die deutsche Sauberkeit ist auch noch da!

Wie wird es mit der Zucht und Ordnung stehen? Man hatte allerlei gehört. Deutschland hatte einen tiefen Trunk getan von dem be-

rauschenden Getränk: Freiheit, Gleichheit usw. War der Kausch verflogen? Deutsche Seeleute hatten oft genug in amerikanischen Häfen ihren Arbeitsvertrag gebrochen und waren vom Schiff gegangen. — Die deutsche Zucht und Ordnung war da! Ich mußte an jenes prächtige Geschichtchen von Vincenz Lachner denken, der sein Orchester abgab an seinen Nachfolger. Nach einigen Monaten machte der Lachner das Kompliment, wie vortrefflich eingespielt das Orchester sei. „Ja, glauben Sie denn,“ antwortete Lachner, „daß Sie es in ein paar Monaten ruinieren könnten?“ — Das bißchen Revolution hat das deutsche Volk nicht in Grund und Boden ruinieren können. Hat nicht hundertjährige Zucht und Ordnung zerstören können. Und als so alles auf dem Schiff wie am Schnürchen ging, da war's mir wieder, als sähe der Herrgott freundlich um die Ecke: Siehst du, die alte deutsche Ordnung ist auch noch da!

Wie einfache Mittel hat doch der dort oben, um einem Menschen zurechtzu helfen! —

Doch das schönste Schiff und alle Geschichte hilft einem nichts, wenn man zehn Tage lang mit unsympathischen Menschen eingesperrt ist. Sie fehlten nicht, sie waren aber sehr in der Minderheit. Sie hatten die für mich sehr angenehme, sonst sehr üble Angewohnheit, den ganzen Tag im Rauch- und Spielzimmer zuzubringen. Und da ging ich nicht hin. Mit den übrigen fanden wir uns bald. Es waren meistens Deutsche, die noch einmal in die Heimat wollten. Dreißig, vierzig Jahre hatten sie hart gearbeitet, nun zog es sie mit aller Gewalt in die Heimat. Es verging kaum ein Tag, an dem

nicht hier oder dort die alten, lieben Lieder erklingen, besonders das sentimentale: Nach der Heimat möcht' ich wieder. „Warten Sie,“ jagte ein Mitreisender zu mir, der öfters hin und her gefahren, „wenn Sie zurückfahren, kommen die alle enttäuscht zurück, und Sie hören kein Lied.“ Er hat recht behalten. — —

Meistens waren es Norddeutsche, die auf dem Schiffe waren. Es heißt immer, der Norddeutsche sei kalt und verschlossen. Die auf dem Schiff waren es nicht, waren herzige Menschen, zutraulich, gemüthlich, wie nur irgendein Süddeutscher. Ich gebe zu, daß mein Urtheil nicht ganz unparteiisch ist, denn ich gehöre selber zu ihnen. Freilich, ich konnte sie ebenso schlecht verstehen wie die Württemberger mit ihrem Schwäbisch, unter die ich Armster geraten war, als ich nach Amerika kam. Und diese Norddeutschen sprachen plattdeutsch, und das so schnell, daß man erstaunt fragte: wie kann man nur?

Am Sonntag hielt ich, mit Erlaubnis meiner Frau, Gottesdienst. Denn wenn man seine Frau mitnimmt, soll man auf sie hören. Man sollte überhaupt nie ohne seine Frau verreisen. Denn wer soll einen anstoßen, wenn ein anderer Mitreisender Unsinn schwätzt und man aufbrausen will. Solch Anstoßen besänftigt einen sofort, wenn auch nicht immer. Aber das hat es mit allen Heilmitteln gemein.

Es blieb nicht der einzige Gottesdienst. Ich hielt am Himmelfahrtstage Gottesdienst, und als wir schon an Deutschlands Küste hinfuhren, den dritten. Beim letzten Gottesdienst dankte mir die Schiffsgemeinde durch Aufstehen von den Sitzen. Ich erzähle das nicht, um damit

ein Zeugniß abzulegen über meine Predigten, sondern um andern Mut zu machen, den Mund aufzutun und zu reden. Die Leute sind dankbar für den Dienst. Auch auf der Rückreise hielt ich wieder Gottesdienst und bekam von einem Schuldirektor aus Milwaukee das lobende Zeugniß ausgestellt: Er habe sich recht erbaut, denn ich hätte nicht so furchtbar „orthodox“ gepredigt. Ich hatte über „Die Schönheit des Dankens“ gesprochen. Worauf ich ihm erwiderte, er als Schuldirektor wisse doch jedenfalls, daß man einen Unterschied zwischen Kindern der niederen und der oberen Klasse machen müsse. Ich habe seine Achtung deshalb nicht verloren. Es kann sich in Schiffsgottesdiensten, wo allerlei Volk unter dem Himmel beisammen ist, doch nur um Vorhofsdienste handeln.

Alle drei Gottesdienste waren überaus gut besucht. Der Abschiedsgottesdienst war der schönste. Für jeden hatte der prächtige Obersteward das größte Entgegenkommen gezeigt. Eine Kanzel war hergerichtet, bedeckt mit der deutschen und amerikanischen Fahne. Für den letzten Gottesdienst hatte ich eine besondere Bitte, mit der ich zum Obersteward ging. „Herr Obersteward, ich hätte eine Bitte.“ „Was ist es, Herr Pastor?“ „Ich hätte gern das Schiffsorchester im Gottesdienst.“ „Heinrich (das war der Junge für alles, ein süßer Bengel), ruf mir mal den Kapellmeister.“ „Hier, der Herr Pastor hätte gern das Orchester im Gottesdienst.“ „Sawohl.“ — Wie die Lieder klangen! Ich predigte über das Grußkapitel Römer 16, 6 ff. Wenn ein Professor der Homiletik dies lesen sollte, wird er den Kopf schütteln und mitleidig lächelnd sagen: Nun ja,

ein amerikanischer Pastor! Und wenn er die Auslegung gehört hätte, käme er vielleicht wieder nicht aus dem Kopfschütteln heraus. Oder doch! Was sind uns schließlich die Namen, die dort genannt sind? Nur Namen. Aber die zarte Dankbarkeit des Apostels, der bei jedem etwas zu danken findet, und bei jedem etwas anderes, das ist mir das Herzbewegliche an dem Kapitel. Diese zarte Dankbarkeit der Schiffsgemeinde ins Gewissen zu schieben, daran lag mir. Und wer sein Volk kennt, und besonders die Deutschen, die in Amerika wohlhabend geworden sind, der weiß, wie es daran fehlt.

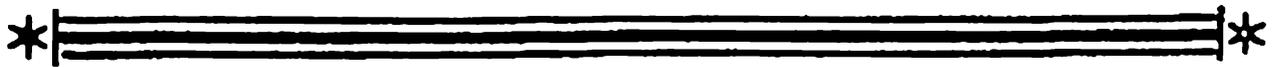
Zu meiner Freude sah ich, daß auch der evangelische Oberkirchenrat sich aufs Wasser gewagt und den Schiffsgesellschaften Gesangbücher für Schiffsgottesdienste geschenkt hatte. Das war nicht immer so gewesen. Und hinter diesen Büchern tauchte mir die Gestalt des Mannes auf, der auf seinem Schiffe jeden Sonntag Gottesdienst hielt. Doch stille davon! — —

Schön, großartig schön war es, als wir durch den Heldenfriedhof der deutschen U-Boote fuhren und der Himmel mit Donner und Blitzen und Hagelsturm uns die Sinfonia eroica und Trauermarsch spielte. Wäre ich Schiffskapitän, ich ließe so in der Mitte des Kanals den Schiffstrompeter übers Wasser blasen: Ich hatt' einen Kameraden. Zum trotzigem Deutschlandliede langt's noch nicht. Aber der Rest der Welt, ausgenommen Frankreich, hätte Respekt davor.

Doch in die schönste Suppe fällt manchmal eine Fliege und kann einem den Appetit nehmen. Diesmal war die Fliege ein römischer Priester. Daß er seinen eigenen Gottesdienst hielt, das

war seine Sache. Daß er auf meine Anfrage, ob er nicht gemeinsame Sache mit mir machen wolle, ablehnte mit der Begründung, er sei weitherzig genug, aber er könne angezeigt werden: das war nach meinem Geschmack Feigheit. Daß er, ein geborener Deutscher, aus Arefeld gebürtig, mit 16 Jahren ausgewandert, sich beim Eintritt der Staaten in den Krieg um eine Kaplanstelle bewarb und sich sagen lassen mußte, sein Name sei zu deutsch: das bringt eben nur ein Deutscher fertig. Daß er in der gemeinsten Weise über den Kaiser herzog, das hätte ihm beinahe Prügel eingetragen. Leider nur beinahe. Die ecclesia militans war nicht glücklich vertreten. Die Ehre der römischen Kirche lag besser in den Händen von vier katholischen Schwestern mit den hochpoetischen Namen: Margit, Herminagilda, Consulata, Aristida. Sie gingen heim zum Feierabend in ihre Heimat nach Osterreich. Und sie empfanden deutsch! Als wir Sonntag Abend in Bremerhaven ankamen, stand Schwester Aristida neben uns am Schiffsgeländer. „O wenn doch nur einer Deutschland, Deutschland über alles anstimmen wollte.“ Ich konnte es nicht.

Du schönes Schiff Bremen, möchtest du allezeit ein glücklich Schiff sein!



Auf dem Kirchentage in Bethel-Bielefeld 14.-17. Juni 1924

Als ich vor meiner Abfahrt von Amerika las, daß sich der „Deutsche Evangelische Kirchentag“ vom 14.—17. Juni in Bethel versammeln würde, stand es auch bei mir fest, daß ich, wenn irgend möglich, daran teilnehmen würde. Ich meldete mich bei meinem Freunde, dem Leiter des Missionshauses in Bethel, Lic. Trittelwitz, an, freute mich auf das Wiedersehen und auf die Genugtuung, mit der er sagen würde: Habe ich es dir nicht gesagt, du solltest nach Deutschland gehen? — Ich wäre wohl sowieso nach Bethel gefahren, aber daß gerade dort der Kirchentag stattfand, das rechne ich mit unter die freundliche Fügung, unter der meine Reise stand. „Kirchentag“ ist eine jener glücklichen Wortverbindungen, an denen die deutsche Sprache so reich und deren sie fähig ist. Die englische Sprache kann ihr das nicht nachmachen. „Kirchentag“ mit dem Worte steht die Bedeutung vor einem: Ein Tag der Kirche. Freilich ist solch Wort nur möglich, solange die evangelische Kirche Deutschlands Volkskirche ist.

Mein Freund hatte mich als „offiziellen Gast“ angemeldet. Das war ich nun nicht. Ich ver-

trat nichts, als nur mich selber. Ich gebe auch nur mir selber Bericht über das, was ich gesehen und gehört, welchen Eindruck der Kirchentag auf mich gemacht, und über den Unterschied deutscher und amerikanischer kirchlicher Versammlungen. Immerhin brachte mir die Anmeldung einen Sitz am Tische nicht dazugehöriger Kirchengemeinschaften ein, von dem aus ich vortrefflich sehen und hören konnte. Deswegen war ich gekommen, und ein Gast war ich auch.

Als die Verfassung des neuen Deutschlands festsetzte: „Es besteht keine Staatskirche,“ bedeutete das für die Kirchen Deutschlands Zusammenschluß und Stellungnahme dem neuen Staate gegenüber. „Der Kirchentag ist keine Vertretung konfessioneller Belange.“ Das heißt nicht, daß nicht auch konfessionelle Fragen zur Sprache kommen. Sie kamen auch auf diesem Kirchentage zur Sprache. Die Kirche in ihrer verschiedensten Gestalt (ausgenommen natürlich die römische), hat sich einen Tag, eine Vertretung geschaffen, an dem sie äußerlich als Einheit auftritt. Es ist eine Vertretung des evangelischen Kirchenvolkes in allen seinen Ständen, vom Fürsten (wenn auch nur dem Namen nach) bis zum Arbeiter, ein Kirchenvolk! Ich kann nicht leugnen, daß das einen starken Eindruck auf mich machte. Die evangelische Kirche, der Protestantismus war hier. In einer vielgelesenen amerikanischen Monatschrift fand ich unter dem Titel: „Kann das Christentum bestehen?“ unter anderem den Satz: In Deutschland sei die protestantische Kirche beim Volk verachtet, die römische Kirche geachtet. Das ist jene, — ob bewußte, weiß ich nicht, — Irreführung, als sei

die sozialdemokratische Wählerschaft das „Volk“. Die evangelische Kirche hat auch noch „Volk“.

Dieser Kirchentag als Vertretung des evangelischen Volkes, der Landeskirchen, ist doch schließlich ein Erbe der Staatskirche, die das Auseinanderfließen der Kirche verhinderte. Und bei der Neigung der Deutschen, auseinanderzustreben, hätte das ein noch zerrisseneres kirchliches Bild gegeben als in Amerika. Es ist der Staatskirche genug aufgebürdet worden: Glaubst irgendeiner, daß die Form der Freikirche tadellos ist? Ich kann nicht einstimmen in das harte Urteil über die Staatskirche. Man mag mir sagen: Du kennst sie nicht. Ich kenne sie doch ein wenig aus den Klagen, die über sie geführt wurden. Aber ich denke an das Wort Jesu: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Aus dieser Kirche wuchs das Werk der Inneren Mission heraus; diese Kirche hatte eine Verkündigung des Evangeliums aufzuweisen, tief, reich, geistesgewaltig, wie annähernd keine andere. Diese gebundene Kirche hatte charaktervolle Persönlichkeiten, wie man sie in Zahl und Größe in der Freikirche lange suchen muß. Sie hat die Persönlichkeit nicht zerbrochen, sie hat die Originalität nicht erdrückt.

Man sagt: Frei vom Staat kann die Kirche ihre Kräfte entfalten. In den Kriegsjahren hat ein amerikanischer Theologe das Lob der Freikirche in der Art gesungen: „Es ist ein Unterschied zwischen der Kirche, gepflanzt in ein Land, in dem das ganze religiöse Leben gegründet ist auf das Prinzip der persönlichen Verantwortung des einzelnen für alles, was er denkt und tut, und der Kirche, in der die Freiheit, die die Refor-

mation gebracht, aufgehoben wird durch den Anspruch des Staates, alles für den einzelnen zu entscheiden, und wo der Monarch den Anspruch erhebt, das Gewissen des Staates zu sein. Der Unterschied ist groß zwischen der Kirche, bevormundet durch politische Erwägungen und zum Beauftragten einer Regierung gemacht, den Einfluß des Herrschers über das Volk zu stärken und politische Pläne zu unterstützen."

Gesetzt, das Bild wäre richtig gezeichnet. — Gibt es nur Verbeugungen nach oben hin, nicht auch nach unten hin? Ist der Unterschied so groß, ob ich mich vor der Majestät des Staatsoberhauptes verbeuge oder vor der Majestät des Volkes? Wir haben das letztere genugsam erfahren. Tiefer konnte die Verbeugung kaum sein.

Ich konnte nicht zur Zeit in Bethel sein, um mich als amerikanischen Gast begrüßen zu lassen. Aber ich war rechtzeitig da, um an der Gemeindefeier der vereinigten Gemeinden Bielefelds in der Neustädter Kirche ad St. Mariam teilzunehmen. Ich war gewiß kein unaufmerksamer Zuhörer, aber was in meinem Gedächtnis haften geblieben ist, sind nicht die Reden, sondern die Gemeindefeier, Gemeindegesang und besonders Chorgesang! Wer dreißig Jahre lang alles das hat erdulden müssen, was mit und ohne Orgelbegleitung durch die Kirche operiert, ariert, tremoliert, trillert, der wird mir nachempfinden können, was ich empfand, als ich a capella Gesang fast in Vollendung hörte. Und nun gar Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde: Wach auf du Geist der ersten Zeugen! Der Chor in Bach's Melodie, die Gemeinde in Kirchenmelodie. Das ist mir tagelang nachgegangen. . . .

Aber mehr noch bedeutete mir der Waldgottesdienst am Sonntag Morgen und Nachmittag. Diese Lieder der 10—15 000 Menschen starken Gemeinde, mit Posaunenbegleitung, die Chorlieder der Kranken aus den Anstalten, — ich konnte nicht sitzen, ich konnte nicht singen, ich mußte lauschen, und meine Seele trank wie eine verdürstende deutsche Frömmigkeit. Sie kam über mich wie eine gewaltige Meereswoge, daß es mir war, als müßte ich mich festhalten, und unwillkürlich griffen meine Hände nach der Banklehne. Es ist ein Unterschied zwischen deutscher und amerikanischer Frömmigkeit. Ich habe auch hier große Versammlungen mitgemacht. Es waren Zehntausende da, Evangelisation im größten Stil. — Es fehlte die Weihe. Es war entartete Frömmigkeit, die sich produzierte. Der Evangelist benahm sich wie der dumme August im Zirkus. Gliederverrenkungen und unflätige Redensarten der Gasse waren seine Hauptmittel. Er machte auch in Patriotismus: „Wenn man den Boden der Hölle umstülpte, würde man da die Worte „Made in Germany“ finden.“ Er hat sich als wohlhabender Mann ins Privatleben zurückgezogen. Frömmigkeit als Geschäft bezahlt sich immer. Und auch bei anderen großen Versammlungen — der Amerikaner kann das „Machen“ nicht lassen. Ich aber gedenke noch manchmal mit Ergriffenheit an das Erlebnis deutscher Frömmigkeit. O Deutschland, warum bist du nicht überall so fromm!

Am Montag darauf nahm ich teil an der Versammlung des Kirchentages. Es standen Kirchengesetze zur Verhandlung. Was auf unseren kirchlichen Versammlungen die Geschäftsverhandlung

gen sind, das waren auf dem Kirchentage die Kirchengesetze, d. h. es interessierten nur die sich dafür, die daran interessiert waren. Und doch war in der Behandlung des Gegenstandes ein Unterschied, der nicht bloß in der Verschiedenheit des Gegenstandes begründet war. Ich möchte den Unterschied so fassen: Dort Geist, hier Verstand. Das zeigte sich besonders bei der Behandlung des Hauptgegenstandes, bei der sozialen Rundgebung. Aus der geistvollen Erklärung, die der Landesbischof von Sachsen, D. Ihmels, dazu gab, darf ich wohl mit Recht entnehmen, daß er auch der Verfasser der Rundgebung ist. Wenn ich jetzt, nach einem Jahre, diese „soziale Rundgebung“ wieder lese, fällt mir noch stärker auf, was mir beim ersten Hören schon auffiel: nicht volkstümlich genug, und in einem Punkte einseitig, zu viel und zu wenig. Ich glaube nicht, daß der deutsche Arbeiter der Diktion folgen kann. Und zum anderen: wo bleiben die Pflichten der Arbeiter? Haben nur die Arbeitgeber Pflichten?

Man empfand diese „soziale Rundgebung“ als Höhepunkt des Kirchentages. Es verschlägt dabei nichts, daß ich nach meiner praktischen Einstellung die Anschauung nicht teilen konnte. Ich glaube auch heute noch nicht, daß diese Rundgebung von der Bedeutung ist, die ihr manche Redner beilegen. Mit einer Rundgebung legt man noch keine Bresche in die Mauer, die sozialistische Verhetzung gegen die Kirche gebaut hat. Aber die Gedanken haben mich nicht gehindert, mit großem Genuß und innerem Gewinn den Reden zu lauschen, die sich daran knüpften. Es ist ja immer von eigenem Reiz, die Männer zu

sehen und zu hören, deren Namen man kennt, von denen man dies und jenes gelesen hat. Man erlebt dabei Überraschungen und Enttäuschungen.

Die Aussprache brachte auch das Auftreten einer Frau mit sich. Für mich hatte das etwas Befremdendes. Soweit sind wir noch nicht. Ich muß auf die Gefahr hin, unhöflich gescholten zu werden, doch aussprechen: Die Frau als öffentliche Rednerin ist keine Bereicherung. Gewiß, man kann das gleiche von manchem Redner behaupten. Wozu denn ist es nötig, die Zahl solcher Redner zu vermehren? Das ist meinerseits keine Unhöflichkeit gegen eine Frau, sondern ich bin trotz Stöcker und Seeberg für das Schweigen der Frau in der Gemeinde. Ihre Aufgabe liegt wo anders.

Daß ein Redner es sich nicht versagen konnte, auf das „Einst und Jetzt“ hinzuweisen, das war Pfeffer, aber nicht Salz. Aber es legte doch Zeugnis dafür ab, daß die rabies theologorum (die Streitsucht der Theologen) noch nicht ganz erloschen ist. Es förderte ja die Diskussion nicht gerade, hatte aber für den unbeteiligten Zuschauer eine pikante Seite, weil es nicht einer von den bösen Orthodoxen, sondern ein liberaler Theologe war. Die sieben Redner gaben zum Schluß dem stellvertretenden Vorsitzenden Gelegenheit, sie mit sieben Orchesterstimmen zu vergleichen, die das Thema der Rundgebung, eine jede in ihrer Weise, harmonisch ergänzten und umspielten. Geistvoll, nach meinem Geschmack ein wenig zu geistvoll, denn es war wohl nicht gut möglich, ein Wort gegen die Rundgebung zu sagen. Sie sagte alles und sagte nur,

was sich vom Evangelium aus sagen läßt. Und das „Soziale“ ist nun einmal die Aufgabe, die unserer Zeit und unserem Geschlecht gestellt ist, an der es sich zerarbeiten und — die es nicht lösen wird. Nicht nur unser Wissen ist Stückwerk, sondern auch unser Können ist Stückwerk. In Deutschland ist die Frage brennend, sie wird es auch in Amerika werden, vielleicht mit Übersprung des Mittelgliedes, des Sozialismus.

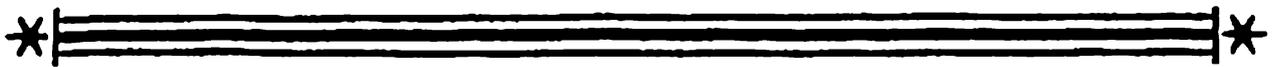
Befremdend wirkte auf mich das Eindringen parlamentarischer Sitten oder Unsitten. Was ist richtiger? Zuerst blickte ich überrascht auf, als ein „sehr richtig“, „sehr gut“, „bravo“ an mein Ohr schlug, und mir kam jene Stelle aus Schefers „Eckehard“ beim Gastmahl der Hunnen auf der Insel Reichenau in den Sinn. Da sind wir nun kirchlicher. Auf der anderen Seite fehlten die parlamentarischen Regeln, ohne die wir uns die Leitung einer Versammlung nicht wohl denken können. Die Leitung einer großen Versammlung ohne solche parlamentarischen Schutz-zäune ist aber nur möglich bei einem so hervorragend geschickten Leiter, wie es der Vorsitzende des Kirchentages war.

Es waren Tage reichen inneren Gewinnes. Für mich hat es immer einen besonderen Reiz, das Gerüst hochgehen zu sehen, hinter dem das Haus gebaut wird. Es verdeckt, was schon gebaut ist, und die Einbildungskraft hat freien Spielraum. So war mir dieser Kirchentag wie ein Gerüst um die Kirche her. Sie baute sich ihr Haus. Ich sah die Arbeiter an der Arbeit. Mir ahnt, als wolle der Herrgott etwas anderes bauen als ein Abbild der Freikirche unseres Landes. Er hat mehr Baupläne als einen. Und

wenn deutsche Innerlichkeit und deutscher geschichtlicher Sinn sich in Gottes Dienst und Führung stellen, dann entsteht etwas Originales, ein deutsches Kirchengebäude.

Ich kann nicht Abschied nehmen, ohne eines Idylls zu gedenken, wie es im Lande des Phonographen und Kinos unmöglich ist. Ein Akademiker, der im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten das Glück suchte und nicht fand, schrieb verzweifelnd heim: „Die einzige Erholung, die es hier gibt, ist Kino und gutes Essen.“ Das ist boshaft und nicht wahr. Aber jenes Idyll ist hier undenkbar.

Es war im Hause des Hauptarztes am Hospital. Es war Quartettabend. Ich hatte als Fremdling Zutritt, weil mein Freund alle meine Bedenken niederschlug und mich einfach mitnahm. An dem Abend war gar ein Doppelquartett zur Stelle und spielte ein Quintett von Bach, Geigen mit Klavierbegleitung. Wie das die Seele löste! Wie alles Klingen und Quälen der Gedanken unterging in dem süßen, geheimnisvollen Andante. Es ist ja wiedergekommen, aber für eine Stunde doch lag diese Welt weit, weit hinter mir. Wir saßen hernach noch beieinander. Ich sehe sie noch alle um den Tisch hersitzen, ich sehe noch die mütterlichen Augen der hochgestellten und doch so schlichten Frau. Ich strecke ihnen allen die Hände hin: Dank, daß ihr den Fremdling hineinliebet in euern Kreis. Der Abend war mir wie ein Becher frischen Wassers.



In's besetzte Gebiet

„Religion gut, Geographie schwach,“ sagte ich zu mir selber, als ich drin war, nämlich im besetzten Gebiet. Und doch gäbe ich die Erfahrung um kein Geld her! Ja, wenn ich genügend Geld hätte, ließe ich meine lieben Landsleute die gleiche Erfahrung machen und ließe sie die Suppe schmecken, die sie in den Kriegsjahren zusammengekocht. Denn also lehrten sie die Kinder in den Schulen:

„Wenn Deutschland den Krieg gewinnt, werden Zustände entstehen, die das tägliche Leben eines jeden von uns vollständig verändern. Macht wird über Recht triumphieren. Die „Volksregierung“ kommt in Gefahr, an ihre Stelle tritt die Regierung einer militärischen Raste. Deutschland bemächtigt sich des Welthandels, und die Industrien, die jetzt Millionen ihr täglich Brot geben, gehen in Stücke.“

„Wenn Deutschland gewinnt, wird es Englands Flotte als Friedenspreis beanspruchen. Mit dieser Flotte wird es stark genug sein, in Süd- und Mittelamerika Kolonien zu erzwingen, die demokratische Staatsform unserer Schwesterrepubliken zu stürzen, und nichts steht dem Einmarsch der deutschen Heere, wie es seine Heeresleiter geplant, in unser Land mehr im Wege.“

„Wenn Deutschland gewinnt, werden wir eine ungeheure Kriegsschuld zu zahlen haben. In Friedenszeiten zahlten die Deutschen ihrer Regierung je zwanzig Dollars von jedem Hundert Dollars, die sie verdienten. Deutschland ist finanziell vernichtet, wenn es nicht den Krieg gewinnt. Wir sind das einzige Volk, das zahlen kann.“

„Wenn Deutschland gewinnt, werdet ihr Mädchen die schwere Arbeit verrichten müssen, die jetzt Männer tun. Ihr Knaben werdet zwei oder drei Jahre Militärdienst tun müssen. Denn, gewinnt Deutschland, müßt ihr vorbereitet sein, gegen Deutschland zu kämpfen. Hunderttausende von euch werden im Kriege fallen, Millionen werden verkrüppelt durchs Leben gehen. Wir müssen „Prussianism“ (das Preußentum) in Frankreich niederkämpfen oder wir werden kämpfen müssen in Connecticut, Illinois, Texas, Californien.“ (Oktober 1917.)

Aber sehr wahrscheinlich würden sie mit dankbarem Augenaufschlag sagen: Dem Himmel sei Dank, daß wir „Prussianism“ bezwungen und die Welt sicher gemacht haben für Demokratie. Und es behielte Schiller wieder einmal recht.

Wie es eigentlich kam, daß ich mir einbildete, von Bielefeld nach Köln über Elberfeld brauchst du nicht durchs besetzte Gebiet, — weiß ich nicht. Daß die Engländer, wie immer, da waren, wo sie nichts zu suchen haben, nämlich in Köln, — das ist so eine Angewohnheit, von der sie nicht mehr lassen —, das wußte ich. Daß ich aber auch noch andern begegnen könnte, daß sie wie das Fliegengeschmeiß immer da sind, wo man sie nicht haben will, und ich unter sie geriet, das war die Strafe dafür, daß ich in letzter Zeit die Geographie so schmäählich vernachlässigt hatte. Aber den Deutschen möchte ich sehen, der die Karte von Deutschland ohne Wut und Ekel ansehen kann. Ich kann's nicht, ich will's nicht, und wenn ich wieder ins besetzte Gebiet käme. Mir einen neuen Atlas zu kaufen, erlauben mir meine Mittel nicht.

Ich fuhr in aller Frühe von Bielefeld ab, und kam trotz aller Frühe erst um 1 Uhr nachmittags in Köln an. Der geradeste Weg war wieder

einmal schuld. In Hamm durste ich auf den Zug nach Köln eine geschlagene Stunde warten. Nicht Zeit genug, einen Gang in die Stadt zu tun. Auch kehrte ich mein Gedächtnis aus, was in Hamm je geschehen, was sehenswert wäre, und ward nichts gefunden. So studierte ich hinter einer Tasse Kaffee die „Kölnische Zeitung“. Ich könnte hier ja, da ich aus Versehen drei Exemplare vom Zeitungsstand genommen (so dünn waren sie), Vergleichen anstellen mit den dickeibigen amerikanischen Zeitungen. Ich tue es nicht, denn die Größe tut es nicht allein, und — ich kann die amerikanischen Zeitungen doch nicht ändern. Jedes Volk hat die Zeitungen, die es verdient.

Die Stunde ging herum, mein Zug kam, er war voll wie immer. Der Deutsche scheint immer auf Reisen zu sein, wenigstens im Sommer. Vielleicht lebt er so am billigsten. Gönnen wir ihm die Fahrt nach dem Glücke, er hat Unglück genug zu Hause. Indirekt bezahlt er ja seine Schulden mit dem Reisen, und die indirekten Steuern drücken am wenigsten. Wir kamen ungestört nach Barmen-Elberfeld. Ich sah ein Stückchen der weltberühmten Hängebahn, meines Wissens nirgends in der Welt nachgemacht. Mit Staunen sah ich all die Schornsteine; das war schon mehr ein Wald von Schornsteinen. So gewaltig hatte ich mir den Industriebezirk nicht vorgestellt. Die meisten Öfen standen wohl still, es stieg nur aus wenigen Schornsteinen Rauch. Aber wenn die alle in Tätigkeit waren, — ja, ich verstand es, daß dem angelsächsischen Wetter der Rauch sehr unangenehm in die Nase gestiegen war, und er ein

Mittel erjann, dem Rauchunfug zu wehren. Kein Mensch sieht gerne seine Prozente sinken, am allerwenigstens solch ein Gemütsmensch, wie der Engländer. Nun läßt er den Deutschen für sich arbeiten. . . . Wie lange noch? — Nein, ich denke nicht an Krieg. Ich meine, der Geschäftsmann hat schon den Fehler in seiner Berechnung gefunden. Er selbst hat Arbeiter, die essen, sich kleiden, arbeiten und leben wollen. Ich meine — doch es ist ganz egal, was ich meine. Ich reise — und reise zu meiner Erholung.

Schöne Erholung das! Hinter Elberfeld sehe ich, wie die Mitreisenden ihre Taschen durchsuchen. „Was suchen Sie?“ frage ich höflich und hilfsbereit. „Meinen Paß, hier ist gleich Paßrevision.“ „Paßrevision?“ „Ja, durch die Franzosen.“ „Franzosen?“ — Der Zug hält, der Schaffner ruft: „Alle sitzen bleiben! Niemand aussteigen!“ Ich blieb nicht sitzen, ich stieg doch aus. Es war keine Tollkühnheit von mir, ich spielte nicht den Helden, mein amerikanisches Staatsbewußtsein fiel mir gar nicht ein. Mich riß das Wort empor. Das Herz schlug mir im Halse, ich stieg aus. „Wie können Sie das ertragen?“ fragte ich den Schaffner. — Es war eine törichte Frage, und er gab mir die einzige Antwort, die er geben konnte: „Was sollen wir machen?“ Näher und näher kam der Franzose, der Pflicht gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Er entledigte sich seiner Pflicht sehr schnell. Ich hatte nicht einmal Zeit, meinen amerikanischen Paß aus der Tasche zu ziehen. Auf dem Bahnsteig stand ein englischer Soldat, der höhnisch lächelnd seinem Waffenbruder zusah. Sie haben sich sehr lieb, Engländer und Franzosen. Nach

zwanzig Minuten ging es weiter bis — zur nächsten Station. Da spielte sich die Geschichte nochmals ab, diesmal mit englischen Soldaten. Die machten die Sache noch fixer, in zehn Minuten war der Einakter vorbei. Nun konnte unser Zug wieder Schnellzug werden. „Bohwinke!“ und „Ohligs“, die Namen will ich mir merken. Und sollte ich wieder nach Deutschland kommen, fahre ich wieder dahin und sage: Dort hast du den ersten Franzosen und Engländer auf deutschem Boden gesehen. Und was ich dabei denke, geht niemand nichts an.

Von weitem schon grüßte der Dom. über die Rheinbrücke ging's; wir haben wohl größere und kühnere Bauten. Auf der Brücke stand noch, wie ich später sah, das Standbild Kaiser Wilhelms II. Es stand den Revolutionären wohl zu hoch. Oder ahnten sie, daß es später doch wieder dahingestellt würde? So wie ich in Berlin an einem Brückengeländer als Verzierung noch prächtig gearbeitete Kaiserkrone fand. Der Zug fuhr in die Halle. Es wimmelte darin von englischen Soldaten. Die Wände waren verunziert mit englischen und französischen Bekanntmachungen. Das „Heilige Köln“ war sehr unheilig geworden. Ich suchte einen, den ich von Angesicht nicht kannte und der mir doch recht wohlbekannt war, der mir nach Bielefeld ein „herzliches Willkommen“ gesandt, D. L. Schneller!

Ich hatte einmal, als sich die Hände meiner amerikanischen Glaubensbrüder nach dem Eigentum des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem ausstreckten, einen scharfen Aufsatz geschrieben unter der Überschrift: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus! Das hatte mir den

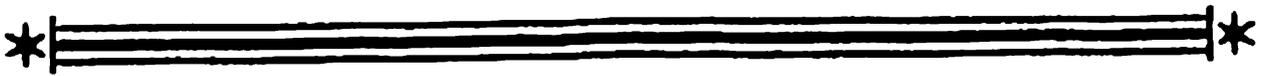
Dank und die Bekanntschaft D. Schnellers eingetragen. Ich hatte später regelmäßig die Gaben meiner Gemeinde für das Waisenhaus geschickt. Aber das war doch alles nicht Grund genug, mich so in den Kreis des Hauses aufzunehmen, wie man mich aufnahm.

Eine Herzenswärme schlug mir entgegen, die alles Fremdsein verbannte. Ich fand mich willkommen wie ein Sohn des Hauses, der nach vielen Jahren heimkommt. Ich hätte hier nun gute Gelegenheit, von dieser deutschen Herzlichkeit, die wie warme, linde Luft in dem kalten Sommer uns umfing, zu singen und zu sagen. Ich tu's nicht, es ist zu gefährlich! Ich weiß, es tat ihm weh, und es tat mir weh, daß ich am Abend schon wieder weiterfuhr. Aber ich konnte nicht bleiben. Auf Schritt und Tritt englische Soldaten, mehr englische Soldaten, als Köln in Friedenszeiten je deutsche Soldaten gehabt. Und sie leben auf Deutschlands Kosten — und leben gut. Ich sah französische Offiziere mit 30—40 Kilometer Geschwindigkeit im Automobil durch die belebtesten Straßen rasen, ohne das Horn zu blasen. Da kam eine Unruhe über mich: Fort, fort! — Ich war nicht stark genug, Tag um Tag englische Soldaten auf deutschem Boden zu sehen, und ich sagte zu D. Schneller: Hier kann ich nicht bleiben. Und wie ein schwerer Traum fällt es manchmal über mich: englische, französische Soldaten auf deutschem Boden! Die während des Krieges nur als Gefangene deutsches Land betraten, die gebärden sich im Frieden als die Herren und treten das unbefiegte Volk unter die Füße!

Er hat es mir nicht nachgetragen, daß ich

floh, wo er bleiben mußte. Englische Einquartierung im eigenen Hause! Die Zeit wird ja wohl einmal kommen, da er erzählt, wie er erzählen kann, was die englische Besatzung bedeutete. In einer unserer Zeitungen las ich anfangs August 1925 einen Bericht, wie glücklich sich die Bewohner des besetzten Gebietes fühlten, wie das Streben der Mächte auf Wiederaufbau gerichtet sei, und auf Ausöhnung! Nun werden wir wohl nächstens zu lesen bekommen, daß die Bürger Kölns eine Abordnung nach London geschickt haben, um dem englischen Parlament die Bitte der Bürgerschaft zu unterbreiten, „up ewig ungedeeft“ mit England verbunden zu werden! Glaube doch keiner, daß die Kriegslügen aufgehört hätten. So schnell wird man eine üble Angewohnheit nicht los.

Er hat es mir nicht nachgetragen, daß ich seine Gastfreundschaft — wahrlich nicht geringe achtete, nein, das war's nicht — nicht annahm. Und als ich ihn bat, mir ein Wort des Geleits zu diesem Büchlein zu schreiben, da schrieb er, was am Anfang steht.



Kirchen

Es gibt kaum eine deutsche Stadt ohne die alle Häuser überragende Kirche. Anders das amerikanische Stadtbild. An Stelle der Kirche ist das Geschäftshaus getreten. Wer zum ersten Male in den Hafen von New York einfährt, vergißt das Bild nie wieder. Es steht einzig da, diese zwanzig, dreißig Stock hohen Gebäude, fast aus dem Wasser aufsteigend. Es leitet den Amerikaner doch ein richtiges Gefühl. Eine Kirche wie der Kölner Dom wäre hier ein Monstrum. Die Größe kann niemals die Geschichte ersetzen. Und die Geschichte ist wiederum nicht von den alten, gewaltigen Kirchenbauten Deutschlands zu trennen. Sie umrankt und bedeckt sie wie die Patina die Kupferdächer. Ich kann nicht sagen „leider“ hat manch ehrwürdiger Dom sein Kupferdach hergeben müssen und hat ein Schieferdach dafür eingetauscht. Mir kamen sie wie Wundennarben vor aus Deutschlands gewaltigem Kampfe um seinen Bestand. Auch die Kirchen haben mitgestritten, und die dunkeln Dächer sind ihr Ehrenmal.

Es war gewiß nicht religiöse Glut allein, die die großen Kirchen Deutschlands erbaut hat; auch nicht stolzer Bürgersinn der reichen Handelsherren. Es war auch ein gut Teil mensch-

licher Eitelkeit dabei, nicht zu vergessen der mächtigen Triebfeder des verdienstlichen Werkes. Aber was nachbleibt, nachdem dem geschichtlichen Sinn Genüge geschehen, ist doch der überwältigende Eindruck: Eine wundervolle Märchenwelt steigt auf in alter Pracht. Diese hochragenden Kirchenbauten gaben der deutschen Landschaft den eigenen Reiz, der der amerikanischen Landschaft mangelt. Jedesmal, wenn ich hier durchs Land fahre und der Blick schweift über Berg und Tal, kommt mir ein Bild in den Sinn — ich meine, es ist von Schwind —: durchs Tal windet sich ein mächtiger Fluß, und an seinen Ufern ragt vieltürmig ein gotischer Dom zum Himmel empor, von Licht übergossen. Das ist deutsche Landschaft.

Ich weiß wohl, daß der Kölner Dom im 19. Jahrhundert vollendet wurde. Aber was er atmet, was er spricht, ist nicht der Geist, nicht die Sprache des 19. Jahrhunderts, ist der Geist vergangener Jahrhunderte, der so mächtig war, daß er Menschen des 19. Jahrhunderts in seinen Dienst zwang. Unsere Zeit wird einmal nicht so in die Jahrhunderte hineinragen.

Zwei Kirchen sind es, die es mir sonderlich angetan, der Dom in Köln, die Kirche in Doberan. Ist es mir beim Gedanken an den Dom, als läse ich in einem gewaltigen Epos, von Helden, die mit Felsblöcken Ball spielten und Berge aufeinander türmten, von Leidenschaften, bis zum Himmel lodern, dann ist's mir immer, wenn ich an die Kirche in Doberan denke, als wenn ich in einem Märchenbuche läse: Es war einmal ein Baumeister, der darüber sann, wie er groß wie eine Eiche und zierlich wie eine

Birke ein Gotteshaus bauen möchte. Und da baute er die Kirche auf dem Wiesengrunde in Doberan.

Ich war noch in einer dritten Kirche, im Dom zu Berlin. Es ist ein imposantes Bild, Schloß und Dom am Lustgarten. An dem Bilde hätte ich mir genügen lassen sollen und nicht hineingehen. Er ließ mich kalt, so kalt, daß mich fror. Das evangelische Gotteshaus verträgt nicht zuviel Pracht. Der Dom mag einen andern Eindruck machen, wenn die Gemeinde ihn füllt. Er wird auch Eindruck gemacht haben in glücklicheren, glänzenden Tagen. Ich ging teilnahmslos an all der glänzenden Pracht vorbei. Nur dabei lauschte ich auf, als der Küster in scharfem, bestimmtem Tone, als gäbe es daran kein Rütteln, sagte: Dort ist die Loge des Kaisers. Sie ist geschlossen und bleibt geschlossen! Ich ließ mich aufmerksam machen auf die Löcher, die die Kugeln in die Fenster geschlagen in den Tagen der Revolution. Oder war es später? Es bleibt sich gleich, und das Bild das gleiche, wenn das Volk die Regierung in die Hand nimmt. Der Dom als Kirche hatte mir nichts zu sagen. Meine Seele hielt keine Zwiesprache mit ihm.

Als ich aus dem Bahnhof in Köln heraustrat, da lag es wie ein Gebirge vor mir. Ich kann kein anderes Bild dafür finden. Und der Eindruck steigerte sich noch, als mein Führer, D. Schneller, mich zu einer Stelle hinführte, von der aus man einen Überblick über das ganze Gebäude hatte. Wie ein versteinertes, zerklüfteter Berg lag es da! Wir gingen zurück, die Türen zum Dom standen weit offen. Es war gerade der Fronleichnamstag.

Wir gingen hinein, und mein Auge fiel zunächst auf die zwei gewaltigen Pfeiler, die die Türme tragen. Sie haben einen Umfang von 34 Schritt. Ich bin um sie herumgegangen, um einen Eindruck von der gewaltigen Dicke zu bekommen. Denn sie machen keinen schweren, plumpen Eindruck, wenn man an ihnen in die Höhe blickt. Die Höhe ist allerdings keine geringe, fast 38 Meter oder 120 Fuß! Steht man etwas seitwärts von einem dieser gewaltigen Träger und sieht in den Dom hinein, dann ist's einem, als sähe man in einen Wald hinein mit hochgewachsenen Bäumen. Als ich einige Wochen später in dem herrlichen Buchenwalde im Ostseebade „Heiligendamm“ umherging, da stand mit einem Male, wie hingezaubert, der Säulenwald im Kölner Dom vor meinem Auge. Die hohen Stämme mit der hellen Rinde erinnerten so stark daran. Pfeiler drängt sich an Pfeiler, nicht mehr so gewaltig wie die Turmpfeiler, sondern leichte, schlanke Pfeiler, aber von derselben Höhe. Sie haben ja auch nicht solche Last zu tragen wie die 600 Fuß hohen Türme, sie tragen das Dachgewölbe.

Und dann gingen wir durch den Dom. Sahen die kostbaren, alten gemalten Fenster, deren Farbenpracht wir bis heute nicht erreicht haben. Die alten Glasmaler haben ihr Geheimnis mit ins Grab genommen. Während des Krieges waren die Fenster sorgfältig herausgenommen und im Keller verwahrt. Die französischen Flieger, die hundert Kinder auf dem Spielplatz in Karlsruhe mordeten, die vor der eigenen Kirche in Reims keinen Respekt hatten und die Türme als Aussichtsposten gebrauchten, hätten auch vor

diesen unersehblichen Schätzen keinen Respekt gehabt. Bei dem Altar gedachte ich des Kaisers, der in schwerer Kriegsnot hier ganz allein in stilltem Gebet stand und mit Gott redete. Und durch den Sinn ging mir, wie unsere Zeitungen damals über ihn herzogen, weil er stand und nicht kniete. Wie einem doch alles wieder in den Sinn kommt! Welch ein Erschrecken einmal, wenn alles, alles, was wir längst vergessen, aus der Vergessenheit auftaucht!

Und dann, müde vom Umhergehen, setzten wir uns in eine der Bänke, und D. Schneller erzählte mir von den wunderbaren Weihnachtsaufbauten der Geburtsgeschichte im Dom, und wie das Volk hinzuströme. Und daß er auch die Geburtsgeschichte in seiner Kirche aufbaue. Und ich erzählte ihm, wie bei uns am Weihnachtstage die Gottesdienste um 6 oder 7 Uhr morgens gehalten werden müßten, weil die evangelischen Christen um 10 oder 1/2 11 Uhr keine Zeit hätten, ins Gotteshaus zu kommen. „Bruder,“ fiel er mir ins Wort, „da möchte ich nicht Pastor sein!“ Und ich antwortete ihm: „Wir arbeiten auf Hoffnung. Es ist schon besser geworden.“ Es wird doch heute schon in den englischen Kirchen zu Weihnachten der Geburt Jesu gedacht. Wie lange ist es her, daß „Santa Claus“ (der heilige Nikolaus) allein zu Weihnachten durch die Sonntagsschulen ging! Und aus dem „Christkindl“ haben sie „Kris Kringle“ gemacht!

Und dann gingen wir aus dem Dom. Der 6-Uhr-Gottesdienst sollte beginnen. Die Kirchendiener in ihren roten Uniformen gingen umher und ersuchten die Leute, sich zu setzen oder das Gotteshaus zu verlassen. Gern hätte

ich den Gottesdienst mitgemacht und die Orgel und den Chorgesang gehört. Wie muß das klingen und singen, wenn von Pfeiler und Pfeiler das Echo zurückkommt, als ständen überall Sänger und antworteten. Aber meine Zeit war bemessen. Noch einen Blick vom Ausgang zurück in die gewaltige Halle, und draußen umfing mich wieder die harte Wirklichkeit: englische Soldaten auf deutschem Boden! Vier Jahre lang hatte deutsche Tapferkeit sie im Kriege ferngehalten, und nun im Frieden gebärdeten sie sich wie die Herren.

* * *

Es wird nicht bald ein anderes Land geben, in dem auf einen kleinen Raum soviel liebliche Schönheit zusammengedrängt ist, wie in dem guten Lande Mecklenburg. Seen und Wälder sind der Grundton dieses Landschaftsbildes. Dahinein schmiegen sich Städte und Städtlein, fast jedes mit historischem Hintergrunde und auf jedem der behagliche Zauber, der auf der ganzen Landschaft liegt. Es ist den Mecklenburgern gar nicht recht, daß sie ein wenig abseits von der großen Heeresstraße liegen, und sie können's auch heute nicht recht einem früheren Großherzog vergeben, daß er es verhindert hat, daß die Bahn von Berlin nach Hamburg über Schwerin geführt wurde. Sie sind im Unrecht mit ihrer Klage. Wohin sich erst einmal der Touristenstrom ergießt, da packt Frau Zauberin ihre Koffer und flüchtet. Nun aber mag's geschehen, daß ein Fremdling des Weges daher kommt. Er hat etwas vom Märchen im Auge,

und darum sieht er, wie in den Wäldern, an den Seen die Schönheit sitzt und wartet. Und er geht heim, Märchenglanz und Märchenduft in der Seele, und sagt es andern ins Ohr, dort oben geht die Schönheit um. Ich möchte wohl der Fremdling sein, der von dem Märchenschloß und Märchenland zu sagen wüßte.

Doch ich wollte von der Kirche in Doberan erzählen. Gemach, ich bin auf geradem Wege dahin. Durch solch' Land fährt man nicht im Schnellzug — es fahren wenige genug — sondern langsam und beschaulich. Denn wenn ich an das Kirchlein denke, dann ist's mir immer, als hätte ich ein Märchen erlebt. Ein Städtchen, 5000 Einwohner, rings von Wäldern umgeben, und die Wälder gehen durch die Stadt hindurch, saubere, weiße Häuser, fast jedes mit seinem Gärtchen. Durch das Städtchen fährt die Bahn nach den Ostseebädern. Nicht zu schnell, das würde zu dem Städtchen nicht passen. Und dann in einem Winkel der Stadt, mitten auf einer grünen Wiese, liegt das Kirchlein! Das Kirchlein ist freilich 250 Fuß lang, im Kreuzschiff 125 Fuß breit und fast 100 Fuß hoch. Kein hoher Turm verkündet weit in die Lande hinaus: hier ist eine Kirche; nur ein kleines, schlankes Türmlein in der Mitte ist sein Wahrzeichen.

Und nun geht man an der Seite hinein. Und es ist gut so, daß man an der Seite hineingeht. So hat das Auge Zeit, sich an alle Schönheit zu gewöhnen. Und gleich beim Eingang steht man vor einem Pfeiler, der leicht und schlank wie ein Birkenstamm in die Höhe geht. Neun Schritte machte ich um den Pfeiler, — das er-

gibt ungefähr 8 Fuß im Durchmesser. Und nun steigt er 100 Fuß in die Höhe, um das Gewölbe zu tragen. Um den Pfeiler noch höher erscheinen zu lassen, hat man mit dunkeln Ziegelsteinen ein Treppennmuster hineingebaut, daran das Auge in die Höhe steigt. Und die roten Ziegel leuchten und glänzen, als wäre die Ziegelerde mit rotem Wein, statt mit Wasser gemischt worden.

So gingen wir durch die Kirche, wir zwei ganz allein. Das war sehr nett von der Frau Küster, daß sie nicht mitging. Es lag uns wirklich nichts an der verstaubten Erklärung mancher Führer, die hundertmal dasselbe sagen in langweiligstem, einförmigstem Tone. Schönheit braucht keine Erklärung; wer Augen hat, sieht sie. Es war mir ganz gleichgültig, ob dieses Grabdenkmal für Gustav III. von Schweden aufgestellt wurde, oder ob dort ein mecklenburgischer Herzog ruhte. Hier bauen sich Zigarrenfabrikanten und Bierbrauer marmorne Mausoleen. Das ist auch eitel. So wanderten wir durch die Kirche und blieben stehen, wo uns etwas gefiel. Und blieben stehen an der sog. Pribislav-Kapelle. Da schwebte die Mutter Gottes mit dem Christuskind. Hier war ein Künstler an der Arbeit gewesen. Nicht „hier die Rose voller Süße“ (haec est illa dulcis rosa, so die Anfangszeile des lateinischen Verses auf der Konsole), sondern „eine Rosenknospe, ein Heideröschen“. Von einem entzückenden Liebreiz ist das Gesicht, auf der Grenze vom Kind zur Jungfrau. In dem alten Chorgestühl der Mönche saßen wir und sahen, und sahen mit immer neuem Entzücken die zierlichen Rosettenfüllungen im Fries, 205

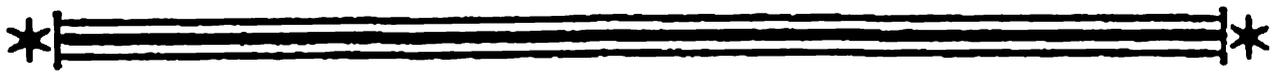
und jede verschieden von der anderen. Ich bilde mir nicht ein, daß ich auch nur das geringste von der edlen Holzschneidekunst verstehe, aber das ist die hohe Gabe der Kunst, daß sie unmittelbar zu Augen und Herzen spricht und sie in ihren Bann zieht, wie Gottes Werke, die alle Kunstwerke sind. Er aller Künste Meister.

So saßen wir da und saßen und träumten mit offenen Augen. Es hätte uns nicht weiter gewundert, wenn die Tür aufgegangen und die Mönche hereingezogen wären. Sie kamen, aber es waren keine seraphischen Gestalten mit schwärmerischen Augen. Wir waren in Mecklenburg, wo ein kernfester, behäbiger Menschenschlag gedeiht. Die Menschen, die hier aus- und eingegangen waren, standen mit beiden Füßen fest auf der Erde, hatten ihr Bünnen und Urger, wenn ihre kleine Welt gestört worden war. Und sie gaben mit kräftigen Inschriften davon Zeugnis. So stand Bruder Ambrosius, des Klosters Maler, wieder einmal vom schlecht gekochten Mittagessen auf, wie oft schon. Und, die Seele voll Unmut, ging er in seine Zelle und nahm den Pinsel und malte einen Spruch auf eine Tafel und verbarg sie, auf gelegene Zeit wartend. Und sie kam. Der Tod holte den Klosterkoch und wischte das höhrende Grinsen von seinem Gesicht: plenus venter non studet libenter, und er ward begraben. Am nächsten Morgen aber fand man sein „In memoriam“ zu seinen Häupten befestigt:

Hier rauhet Peter Mar,
Sei lakte selten gar
Dortau ganz unflätig.
Gott sie seiner Seelen gnädig.

Und weil es allen frommen Brüdern aus der Seele gesprochen und auch der christlichen Liebe mit der Schlußzeile genug getan, ließ man den Spruch an der Wand, allen Klösterköchen zur heilsamen Warnung.

So saßen wir da und sahen und träumten, wir zwei ganz allein in der hohen Kirche, und das Leben vergangener Zeiten zog in seinem Wechsel von Schönheit und Alltäglichkeit vorbei. Wir sahen und träumten, bis eine Lehrerin mit einer Schulklasse kam und die Kinder mit großen, furchtsamen Augen an all den Grabkapellen und Bildern und Statuen vorübergingen. Da gingen wir still hinaus, in der Seele Feiertag.



Ein Kranz auf das Grab des Pastors Johannes Paulsen in Kropp

Es ist in den Vereinigten Staaten besser bekannt, das abgelegene Heidedorf, als in Deutschland. Das Dorf selbst ist wie andere Dörfer in Schleswig-Holstein. Es hat auch nicht eine Sehenswürdigkeit. Nicht einmal die Kirche ist sehenswert, es sei denn der Engel mit dem Taufgefäß, der oben unter der Kirchendecke schwebte und bei einer Taufhandlung am Strick heruntergelassen wurde. Im Kindesalter hätte das vielleicht meine Einbildungskraft angeregt, aber in dem gefährlichen Alter, in welchem ich in Kropp war, erregte es meine Heiterkeit.

In diesem abgelegenen Heidedorfe — drei Stunden zu Fuß von Rendsburg, zwei Stunden von Schleswig, wir haben oft genug den Weg gemacht, einmal nach Schleswig in winterkalter Nacht, um den Geigerkönig Wilhelmi zu hören — da hat der Mann gelebt, gewirkt, und ruht von seiner Arbeit, dessen Segensspuren in den

Bereinigten Staaten und Kanada vom Atlan-
tischen bis Stillen Ozean gehen und dessen
Arbeit heute noch nicht ruht: Johannes Paulsen.
An 600 Pastoren sind durch sein Wirken hinüber-
gegangen über den Ozean und haben den ausge-
wanderten Deutschen das Wort Gottes nach-
getragen, haben sie in Gemeinden gesammelt
und haben sie der Kirche erhalten. Sie sind
nicht alle gleichwertig gewesen, aber sie haben
alle in Treue ihre Arbeit getan, und es gab
eine Zeit, da man eine Gemeinde glücklich
pries, die einen „Kropper“ zum Pastor hatte.
Es gab auch eine Zeit, da der Name „Kropp“
ein Streitruf war. Das Geschlecht ist zu
Grabe gestiegen, und der Streitruf ist ver-
klungen. Noch kann man die „Kropper“ nicht
entbehren.

Ich saß auf dem Kirchentage in Bethel. Der
jetzige Präsident des Evangelischen Oberkirchen-
rats, Dr. Kappeler, sprach über das Auslands-
gesetz. Es handelte sich dabei um das Kirchen-
gesetz, nach welchem die deutschen Pfarrer im
Auslande in fester Verbindung mit der Mutter-
kirche bleiben sollten. Man hofft auf diese Weise
die deutschen Gemeinden im Auslande deutsch
erhalten zu können. Ich teile diese Hoffnung
nicht. Die zweite, dritte Generation wird der
Umgebung unterliegen. Das Beispiel der deut-
schen Gemeinden in den Ostseeprovinzen und
Ungarn beweist nichts. Das Deutschtum konnte
sich in der fremden Umgebung halten, kraft
besonderer Rechte und unentwickelten Volks-
bewußtseins auf der anderen Seite. Sobald
das Volksbewußtsein erwachte, setzte auch der
Kampf ein und der Stärkere vergewaltigte den

Schwächeren. Es wird auch in Südamerika nicht anders gehen, wenn erst einmal „eine Sprache“ als unentbehrlich und als Kennzeichen des „Inländischen“ angesehen wird.

Aber das waren nicht die Gedanken, die mich am meisten beschäftigten, so beschäftigten, daß ich bald nicht mehr hörte, was der Redner sagte. Sie gingen rückwärts. Was hätte es bedeutet, wenn die Kirche Deutschlands vor dreißig und mehr Jahren sich ihrer Kinder erinnert hätte, die zu Hunderttausenden nach Amerika auswanderten? Sie hat sich nicht einmal erkundigt, ob die evangelische Kirche Amerikas, evangelisch im weitesten Sinne genommen, auch imstande war, für die Hunderttausende zu sorgen. Sie überließ die Sorge einzelnen und stand nicht einmal hinter ihnen. Wieviel Anteil hat die Kirche Deutschlands an der heroischen Arbeit Paulsens genommen, der Kraft und Vermögen, ja über Kraft und Vermögen, dransetzte, um den Ausgewanderten geistliche Helfer nachzusenden. Ich lese in den „Erlebnissen“ des ehemaligen Generalsuperintendenten von Schleswig-Holstein, D. Theodor Raftan: „Eine andere markante Persönlichkeit war Pastor Paulsen in Kropp, in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Anstalten, die er in dem Heidedorf Kropp mit Tatkraft und Leichtsinne gegründet hat.“ Das ist alles, was über die Arbeit des Mannes gesagt ist, die der Kirche diesseits und jenseits des Ozeans zugute gekommen ist, abgesehen davon, daß es mit der Kürze: „Tatkraft und Leichtsinne“ ein ungerechtes Urteil ist. Aber so ist es ein getreues Abbild der Stellung der Kirche zur Arbeit des Mannes.

Was hätte es für die Pastoren bedeutet, wenn sie nicht gleichsam als Freibeuter, sondern mit Segen und Empfehlung der Kirche hinausgegangen wären! Es hätte sich ein Weg finden lassen. So hatten wir keinen Zusammenhang mit der Kirche Deutschlands, wenn man uns auch oft genug in der Hinsicht beargwöhnt hat. Gewiß, wir haben unser inneres Leben immer wieder befruchtet an deutscher theologischer Arbeit und hielten den geistigen Zusammenhang aufrecht. Wir taten unsere Arbeit, die Arbeit des Glaubens deutscher Prägung, weil wir der Kirche dieses Landes das Böstlichste übermitteln wollten, das wir hatten. Aber die Kirche Deutschlands hatte keinen Anteil daran, nicht einmal den, daß sie der Arbeit verständnisvoll gegenüberstand. Immer wieder mußten wir erfahren, wie gering die Kenntnis der kirchlichen Verhältnisse war, wie schief das Urteil über unsere Arbeit war. Ob man heute mehr Kenntnis und Verständnis dafür hat? Wenn ich Sätze lese wie den: „Wer auch nur etwas von der Geschichte und den gegenwärtigen Verhältnissen Amerikas weiß, weiß auch, daß die amerikanische Sprache geradezu die Retterin des von den Deutschen dorthin gebrachten Luthertums geworden ist“, dann kommen mir starke Zweifel. Ich kann hier darauf nicht näher eingehen. Nur zweierlei gebe ich zu bedenken: Das deutsche Luthertum ist ein anderes als das amerikanische. Es ist nicht nur die Sprache eine verschiedene. Wieviel von dem ursprünglichen Luthertum noch übriggeblieben, wenn es sich vollständig akklimatisiert bzw. amerikanisiert hat, das wird sich erst in der nächsten Generation zeigen.

Aber bei alledem haben wir uns die Liebe bewahrt, die allen Schmerz vergessen kann. Als die Not in Deutschland anhub, als die Bitten noch nicht kamen, da waren es die deutschen Pastoren und ihre Gemeinden, die alle ängstliche Rücksicht beiseite warfen und für die „Deutschen“ sammelten. Die Liebe zur Kirche Deutschlands ist mir geblieben; sie ist naturhaft. Eins ist mir auf dem Kirchentag in Bethel genommen: Das Aufblicken zu ihr als zu etwas Besonderem, Höherem. Es wird auch in Deutschland mit Wasser gekocht. Ich kenne ihre Kraft und unsere Kraft, ihre Schwäche und unsere Schwäche.

So löste das eine Wort „Auslandsgefeß“ mancherlei Gedanken, auch bittere Gedanken, in mir aus. Doch nun, wo sie ausgesprochen, liegen sie auch hinter mir, als gingen sie mich nichts an. Sie haben den Stachel verloren. Sie waren auch vergessen, vielmehr, sie durften nicht in meine Seele eintreten, als ich am Grabe Paulsens stand mit dankbarem Herzen, und sich die Lebensarbeit des Mannes in stille Minuten des Gedenkens zusammendrängte.

Ich stand an seinem Grabe auf dem Kropper Friedhof, am 27. Juli. Es war das Jahresfest der Kropper Anstalten. Für mich war es eine Pflichtsache, dort zu sein und zu sprechen. Ich kürzte eine Reise in Pommern ab, auf der ich sehr liebe, vornehme Menschen kennen lernte, um in Kroppe am Sonntag sein zu können. Und unser Gang am Nachmittage war zum Grabe Paulsens. Inmitten seiner Gemeinde schläft er dort. Auf einem unbehauenen Felsen erhebt sich ein unbehauen Kreuz, ungefähr 10 Fuß hoch.

Auf dem Kreuze sein Name, Geburts- und Todestag. Das Ganze paßt zu ihm. So haben es Menschen erdacht, die ihn kannten. Rau, unbehauen, nichts Glattes. Und dann fanden meine Augen den Spruch auf dem Felsblöcke: „Um meines Namens willen arbeitest du und bist nicht müde geworden.“ Offenb. Joh. 2, 3. Und über mein Herz ging ein warmes Gefühl: Wie wohl tut es doch zu wissen, es gibt schon Menschen, die über alle Ecken und Ranten, über alle Sünden und Gebrechen, durch alle Hüllen hindurchschauen und sehen und erkennen, was im Innersten des Lebens treibende Kraft ist. Und den lieben Menschen, die dem Manne auf dem Friedhofe in Propp die Inschrift auf den Grabstein setzten, denen danke ich aus Herzensgrunde. Das war die treibende Kraft seines Lebens: Um meines Namens willen arbeitest du und bist nicht müde geworden. Das ließ den Mann zu seiner großen Gemeindegemeinschaft noch die Arbeit hier in Amerika aufnehmen. Das ließ ihn Kraft und Vermögen dran setzen, den Landsleuten im fremden Lande kirchliche Heimat zu schaffen. Das soll, das darf ihm die Kirche nicht vergessen.

Und dann ging ich vom Friedhof zurück nach dem Predigerseminar. Es ist wohl ein Weg von 25—30 Minuten. Als ich vor 31 Jahren den Weg ging bei meinem Auszug aus Propp, lagen zu beiden Seiten öde Felder, auf denen nichts gedeihen wollte als Buchweizen, diese Frucht armen Landes. Und jetzt? Haus neben Haus! Doch die waren mir nicht die Hauptsache. Das gehörte ja mit zur Arbeit seines Lebens. War eine Arbeit im Gange, mußte er eine neue an-

fangen. Er hatte Baulust, und die Not war da. Schade, daß ihm kein Millionär zur Seite stand. Nicht die Häuser waren mir die Hauptsache, sondern die Umgebung der Häuser! In den schönsten Anlagen versteckt lagen sie drin. So hatte er es sich gedacht. Solange noch im Gemüte eines armen Kranken ein Gefühl für Gottes Schöpfungen in Baum und Strauch lebte, sollte sein Auge es sehen und die Seele erquickten. Und auf dem Wege ging mir eine andere Seite dieses seltenen Mannes auf, die künstlerische Seite. In dem Manne mit dem schweren, man möchte fast sagen, plumpen Körper, lebte eine Seele, die nach Schönheit verlangte. Und da gingen meine Gedanken rückwärts. Auch seinen Gottesdiensten prägte er den Stempel einer eigenartigen, feiner Schönheit auf. Sein Nachfolger im Amte hat es ihm nicht nachgemacht und soll es ihm nicht nachmachen: Das war Paulsen, wie er den Segen mit Orgelbegleitung sang. Er hatte gewiß keine schöne Stimme. Seine Stimme erinnerte an das lateinische Sprichwort von dem Singen der Friesen. Aber heute ist's mir, als hörte ich aus der rauhen Stimme das Seufzen nach der Freiheit und ewigen Schönheit heraus, und weil die Stimme rauh war, umwob er, sie zu mildern, sie mit sanften Orgelstimmen. Und weiter dachte ich an seine Predigten. Es dürfte nicht schwer sein, bei aller Wucht, die seinen Predigten eigen war, Stellen in reicher Fülle zu finden von poetischer Schönheit und mystischer Glut. Mir kommt ein Wort nicht aus dem Gedächtnis, das sich seiner Schönheit wegen mir so tief eingepägt hat: Wenn der Glaube atmet, so ist es

ein Gebet. Und so ging dieser schwere Heidepastor in ganz anderer Gestalt neben mir auf dem Wege vom Friedhofe. Er lebte, er redete zu mir, und ich glaube ihn in seinem Wollen und Streben verstanden zu haben. Und darum schreibe ich von ihm. Solche Menschen dürfen nicht vergessen werden. — —

Und überall lebt er fort. Nachmittags war die Feier statt im Freien, — das Wetter war ungünstig, — in einer Scheune. Nicht dadurch ward er lebendig, daß sein Name mit Dank genannt wurde, sondern er war da in der ganzen Art der Feier. Wenn man die Augen schloß, konnte man sich ohne Mühe 30 Jahre zurückdenken. Das waren die gleichen Lieder mit Posaunenbegleitung, das war die gleiche Fülle der Ansprachen — es redeten 5 Pastoren, und manche redeten lange, es war die gleiche ausdauernde Gemeinde, es war wie vor Jahren. Am Montag gingen wir durch das Dorf. Ich besuchte eine 87jährige Frau, in deren Hause ich vor 33 Jahren gewohnt. Sie entsann sich noch meines Namens. Das Dorf, es war noch das gleiche und doch nicht das gleiche. Das alte Dorf war noch da, aber an das alte hatte sich ein neues Dorf gebaut mit schmucken Häusern. Auch dies Dorf hatte geerntet von der Arbeit dieses Mannes, der in erster Linie doch immer Pastor seiner Gemeinde geblieben ist, der bis zuletzt Woche um Woche hinausgezogen ist auf die Dörfer seiner großen Gemeinde, — es gehörten 13 Dörfer dazu mit 3500 Seelen, — und hat ihnen in Bibelstunden das Wort Gottes gebracht. Und diese Treue im Kleinen ist das Große an ihm. Ich weiß es, er war kein Heiliger, es

liegt manch ein Schatten auf seinem Bilde, den wir wegwünschen. Er war ein Mensch mit einem kindlich großen Herzen, mehr noch, er war ein gläubiger Christ, der durch Gnade selig werden wollte. Aber sein Glaube war ein geschäftig Ding, und die Taten recht, die auf sein Grabdenkmal schrieben:

Um meines Namens willen arbeitest du und bist nicht müde geworden.



Zwei Häuser

Von zwei Häusern will ich erzählen. Sie liegen in Deutschland, und zwar im Pommernlande. Sie liegen abseits von der großen Straße, und ich hätte sie nicht gefunden, wenn man mich nicht hingeführt hätte. Von dem einen Hause habe ich ein Bild, vom andern keins. Aber es steht auch ohne Bild so deutlich vor meinem Auge, daß ich es zeichnen könnte. Aber die Gabe hat mir der Herrgott leider nicht gegeben. Das eine Haus ist das Haus armer Leute, und das andere das Haus reicher Leute. Aber beide Häuser sind reich an Fleiß und Arbeit und Gottvertrauen. Beide Häuser sind alt. Aber das arme Haus ist doch ein neues Haus, denn die darin wohnen, müssen ihr Leben ganz von vorne, ganz neu beginnen.

Und mit dem armen Haus will ich anfangen zu erzählen. Es ist eigentlich kein Haus, es war ein großer Stall, wohl 200 Fuß lang. An beiden Enden hat man eine Wohnung hineingebaut. Und in den Wohnungen wohnen Leute, die einst in einem besseren Hause gewohnt, die einen schönen Besitz ihr eigen genannt und alles verloren haben. Verloren? Nein, doch nicht. Sie saßen in Westpreußen, nicht weit von Graudenz, auf deutschem Boden. Dann wurde das Land polnisch, und die Polen gaben ihnen 24 Stunden

Zeit, ihr Eigentum zu verkaufen und zahlten ihnen 1 Million polnische Mark, die 10 000 deutsche Mark wert waren. Und die zehntausend Mark wurden wertlos, als die Geldsintflut über Deutschland ging. Und weil es vertriebene Deutsche waren, siedelte man sie in Pommern an. Und da es im republikanischen Deutschland anders geht als im kaiserlichen Deutschland, so wurde es Mitte Juni, bis sie endlich auf die neue Heimstätte ziehen konnten. Auch zwei Pferde kaufte man ihnen, natürlich teurer, als wenn der Mann sie selbst hätte kaufen können. „Ich hätte noch eine Kuh dafür kaufen können,“ sagte er mir. Kartoffeln gab man ihnen, eine Kuh und einen halben Schinken gaben ihnen Verwandte mit, — nun lebt! Vor dem Hause lag noch der Bauschutt, hinter dem Hause ein ansehnlicher Misthaufen. So fand ich es, als ich Ende Juli dahin kam. Der Weg von der Bahnstation bis zum Hause, eine gute halbe Stunde, ging durch tiefen Sand. Am nächsten Tage regnete es, und es gab tiefen Dreck. Das ganze war ein Anblick, der einen schwermütig machen konnte.

Und doch, der Herrgott läßt kein Stücklein Erde ganz verelenden. Fünfzig Schritte vom Haus war ein See, und auf dem See blühten in Schönheit die Seerosen in blendendem Weiß. Auch das war noch nicht das Schönste. Das Schönste waren die Menschen. Alles verloren: — und in der Erinnerung blüht ja alles viel schöner, die Farben sind soviel kräftiger, das Brot schmeckte besser, das Wasser war kühler. Ich hatte gedacht, mutlose Menschen zu finden, ich fand hoffnungsfrohe Menschen! Zwar das

Essen war — Kartoffeln und am nächsten Tage wieder Kartoffeln und am Abend noch einmal Kartoffeln. Fleisch? — — Ja, so ein bißchen. Aber in dem See waren Fische. Die holte ich mir am nächsten Tage. Und wie ist die Welt so klein, der Fischer, der den See gepachtet, war auch schon in Amerika gewesen, hatte ein Jahr in Milwaukee gewohnt, war im übrigen nicht gut auf Amerika zu sprechen. Fünf Fischlein hatten sich in der Nacht in den Netzen gefangen. Mit Freuden zahlte ich 1 Mark 50 Pfennige, es war doch etwas anderes als nur Kartoffeln.

Und die Menschen froh und stark dabei. „Hier vorß Haus kommen Obstbäume, der Bauschutt kommt mir gerade recht, und dort hinterm Hause kommt der Gemüsegarten hin, und überß Jahr sieht es ganz anders aus. Du wirst den Platz nicht wiederkennen, wenn du wiederkommst.“ — Auswandern? Nein, dieß ist unsere Erde. Ja, wenn Westpreußen wieder deutsch wird, dann wandern wir zurück und fangen an, wo wir aufgehört haben. Den polnischen Schmutz wollen wir schon hinaus schaffen, die Erde ist die gleiche geblieben. — Und als ich am Morgen aufstand, ziemlich frühe, weil ich mit dem dicken Federbett im steten Kampf gelegen, war der Mann schon am Pflügen, und als der Regen einsetzte, kam er nur ins Haus, sich eine dickere Jacke zu holen.

Und als ich so da stand und über die Felder blickte, da kam eine starke Hoffnung über mein Herz. Ich hatte so viel gesehen, was mir das Herz schwer gemacht. Hier brach ein Sonnenstrahl durchs dunkle Gewölk. Diese schwer arbeitenden, hungernden und doch so hoffnungsstarken Menschen, die wurden mir zu einem Bilde

Deutschlands. Wenn es nur arbeiten dürfte!
— Es hat einmal gearbeitet, daß es der Welt
zubiel wurde. Sie konnte nicht mehr mit. Nun
haben sie ihm Ketten um die Arme gelegt.
Hütet euch, wenn es einmal die Arme reißt!
Es steht in der Bibel eine Geschichte von einem,
dem sie die Kraft geraubt und in Ketten gelegt.
Aber das ist nicht das Ende der Geschichte.

Am 3. Tage fuhr ich in aller Frühe weiter,
den Weg zurück, den ich gekommen war. Wie
es einem doch geht im Leben. Vor 35 und mehr
Jahren hatte ich mir gewünscht, die Strecke
einmal fahren zu können, nur um zu sehen, wie
die Welt dort aussähe. Nun fuhr ich zweimal
denselben Weg. Und es lohnte sich. Zwar, sie
nennen's dort oben die „pommersche Schweiz“.
Die hohen Berge mußte an einer Stelle der hohe
Bahndamm ersetzen, und wenn er nochmal so
hoch gewesen wäre, hätte das Tal mit seinen
Wäldern und Feldern und Seen noch hübscher
ausgesehen, und der, der noch nie in der Schweiz
war, hätte sich einbilden können, in der Schweiz
zu sein. Als ob Gottes Welt nicht überall schön,
so mannigfaltig schön, ist, daß uns die Worte
dafür fehlen.

An derselben Eisenbahnstrecke lag das an-
dere Haus, zu dem ich hinwollte. Es lag
nicht gerade an der Eisenbahn, sondern so eine
Stunde davon. Diesmal brauchte ich nicht zu
gehen, sondern wurde mit dem Wagen abgeholt.
Und so fuhr ich auf der Chaussee, heute sagt
man auf gut deutsch „Heerstraße“, auf beiden
Seiten prachtvolle Bäume, durch weite, weite
Kartoffelfelder, auf der einen Seite blühte es
weiß, auf der andern blau, nach dem reichen

Haus. Es waren „Junfer“, zu denen ich fuhr. Unsere Zeitungen haben seltsame Vorstellungen von den „Junfern“. Die erinnern immer so ein wenig an Hörner und Pferdefuß. Wir haben den Geldadel, Deutschland den Erbadel, zwischen beiden kann man wählen nach Geschmack. Und nun gar dies Haus! Seit 1225 bestand dies Geschlecht. Mit Stolz sagte mir die Frau vom Hause, daß sie 126 Nefen und Nichten habe. Ein reiches Haus? Nein doch, einfach und schlicht, nicht prunkend, aber reich an Liebe und Glauben. Dort hatten arme Standesgenossen immer Zuflucht. „Sehen Sie, Herr Pastor,“ sagte die Frau des Hauses zu mir, „Sie haben wohl bemerkt, daß eine meiner Gäste Jüdin ist. Wir sind Antisemiten, aber die hat mit mir in der Jugend Musikunterricht gehabt, für die ist hier immer Platz.“

Nach dem Frühstück war Hausandacht. Und warum soll ich nicht sagen, was die Frau des Hauses betete? „Segne unseren Kaiser und das ganze kaiserliche Haus. Hilf du unserem Volk in seiner Not, und laß es erkennen, daß Gottesfurcht ein Volk erhöht. Segne auch unsern Herrn Pastor, der heute seinen Geburtstag feiert, und hilf ihm dein Wort mit Freudigkeit verkündigen.“ Ich sehe sie nach der Andacht noch vor mir stehen, die temperamentvolle Frau: „Wir brauchten Amerikas Geld nicht, wenn man uns nur arbeiten ließe. Mit unserer Arbeit schafften wir's.“ Sie durfte so sprechen, denn sie hatte, eine unverheiratete Frau, 20 Jahre lang das Gut bewirtschaftet und hatte es erst im Jahre vorher an einen Neffen abgegeben. „Bauern sind wir und

wollen nichts anderes sein.“ So mußte ich ihre Entrüstung über amerikanisches Geld über mein Haupt ergehen lassen, und dachte doch genau wie sie. Amerika stand leider in meiner Person vor ihr. Als guter Amerikaner hatte ich meine helle Freude an dem charaktervollen Menschen, weil solche in unserem Lande so zahlreich sind wie der Sonnenschein im Februar.

Gegen Mittag fuhr sie mich nach der Bahnstation. „Sie fürchten sich doch nicht, mit mir zu fahren?“ Da war nichts zu fürchten. Und nun erzählte sie. Sie war eine prächtige, altmodische Frau, so wie alle charaktervollen Menschen etwas Altmodisches an sich haben, so wie der Eichenbaum etwas trozig Altmodisches an sich hat: „Frauenstimmrecht?“ Wir brauchen männliche Politik. Der verlorene Krieg? Einmal verloren ist nicht immer verloren. „Die Jugend, Herr Pastor, die Jugend!“ Es lag ein heller, siegender Klang in ihrer Stimme, als sie das sagte. „Wir haben hier eine Schule, die meine Großneffen besuchen. Zu dieser Jugend sprach ich einmal, daß die Hoffnung des Vaterlandes auf ihr ruhe. Da trat der Älteste der Schule vor: „Im Namen meiner Mitschüler gelobe ich: wir holen das Verlorene wieder.“ Und dann erzählte sie, die dem Kaiserhause nahe gestanden — nein, ich will keine Herzbeklemmung verursachen, es ist genug mit dem Gebet in der Morgenandacht. Als wir schieden, drückte sie mir warm die Hand: „Ich danke Ihnen, Herr Pastor, daß Sie so warm für Deutschland eingetreten.“ Ich erinnerte sie an das Wort:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht“,

und daß ich nicht gerne unter die Menschenklasse gerechnet sein möchte. Damit schieden wir.

Und nun kehren meine Gedanken oft in diesen beiden Häusern ein, und aus dem dunkeln, deutschen Jammer leuchten mir diese zwei Häuser in Deutschlands Zukunft. Nur zwei! Nein, Freund, solcher Häuser gibt es viele in Deutschland, da das Feuer der Liebe, der Treue, der Hoffnung sorgsam gehütet wird. Und es wird einst aufbrennen in mächtigen Flammen, wenn die dicken Nebel der Lüge, der Untreue, der Parteisucht, der Uneinigkeit sich heben. Das glaub' ich festiglich.



Auf der Eisenbahn

Ich bin mein Leben gern mit der Eisenbahn gefahren, und wenn mein Geldbeutel nur etwas mehr meinen Neigungen entspräche, würde ich noch öfter fahren. Wir sind ja in den Staaten um mehr als eine Eisenbahnlänge mit unseren Zügen den deutschen voraus und sind inbezug auf Bequemlichkeit, Lüftung und auch Sauberkeit etwas verwöhnt, aber das hat mir nicht die Lust vergällt, die ich nun einmal am Fahren habe. So'n Zug ist immer eine Welt für sich, man sieht und hört mancherlei, wenn man Augen und Ohren gebraucht, wozu sie gegeben sind.

Und vor allem liebe ich die langsamen Züge, die an jeder Station anhalten. In Deutschland kann man sich den Luxus gestatten, und es ist keine Zeitverschwendung, denn überall gibt es etwas zu sehen. Niemals hätte ich im Schnellzug z. B. gesehen, daß eine Station im gesegneten Mecklenburger Lande 15,4 Meter über dem Meerespiegel läge. Aber nun hielt das Züglein so geruhsam auf der kleinen Station, daß ich mich, wie Bräsig sagt, belernen konnte. Das ist gewiß keine große Sache, aber es hat mir doch einen Respekt eingeflößt, woran eine

kaiserlich deutsche Eisenbahnverwaltung alles gedacht hat. Ebenso hat es mir immer ein großes Vergnügen bereitet, wenn ich an einer Station las, 200 Kilometer bis Berlin. Das übte so hübsch im Kopfrechnen. 200 Kilometer = 200 000 Meter = 670 000 Fuß. Und von dem Rechnen war es nur ein kleiner Schritt zu dem Gedanken, was für eine Kunst des Rechnens muß das gewesen sein, als die gute, ehrliche Mark = 1 Million = 1 Milliarde = 1 Billion Mark wurde. Wenn's da einem Lehrer eingefallen wäre zu fragen: Sag' mal, wieviel ist eine Billion mal einer Billion? Dabei wurde einem ganz froh zu Mute, daß einem seine Schulzeit noch in die gute kaiserliche Zeit gefallen war, da die Mark mit zwei Nullen zufrieden war.

Und bei den Zahlen fiel einem ein anderes ein, daß der Herrgott doch mancherlei Strafen in Vorrat hat, wenn ein Volk auf der ganzen Linie sündigt und Gottes Ordnungen mit Füßen tritt. Es war hart genug, daß es das Geld traf. Aber daran sieht, wer sehen kann und will, daß der Herrgott niemals das Regulativ seiner Strafordnung außer acht läßt: Mich sollte nicht jammern der mehr denn hundertundzwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist. Nebenbei, eine bittere Pille für alle Demokratieschwärmer. Oder ruht vielleicht darauf die Demokratie? Es fällt einem mancherlei ein auf der Eisenbahn, wenn einer eben danach ist.

Ich bin in allen Klassen gefahren. Sie haben in Deutschland noch die vier Klassen. Wir sind stolz darauf, den Klassenunterschied beseitigt zu

haben. Schön! Aber auch schön, daß an den Armen gedacht ist. Die Sozialdemokratie hatte ihren Gläubigen versprochen, wenn wir zur Macht kommen, dann fährt ihr auf weich gepolsterten Sizen. Sie fahren, und was nicht niet- und nagelfest war, nahmen sie mit. Es war noch nicht alles wieder ersetzt. Ich fuhr in Berlin im Automobil. Auf dem Sitze gegenüber waren zwei Tafeln: Nicht die Füße auf den Sitz legen. Nicht auf den Boden spucken. „Sieh, sieh,“ sagte ich zu mir selber, „ganz wie daheim, dieselben demokratischen Kinderkrankheiten.“ Wenn man vor 20, 25 Jahren durch eine amerikanische Stadt ging und kam an einem Hotel zweiten oder dritten Ranges vorbei, sah man von der Straße aus auf dem Geländer der offenen Veranda friedlich Stiefelsohle neben Stiefelsohle. Es war geraten, ein wenig schneller an den Stiefelsohlen vorbei zu gehen. Denn die Besitzer dieser Stiefelsohlen hatten die merkwürdige Angewohnheit, kunstgerecht über die Stiefelspitze hinweg auf die Straße zu spucken. Wie wohl mußte sich der Berliner „Vorwärts“ in der Gesellschaft fühlen. Er hat das Spucken zeitlebens geübt.

Mich haben die vier Klassen nicht an den Massenunterschied erinnert. Warum überhaupt darauf soviel Gewicht legen? Es liegt doch auch ein großer sozialer Gedanke darin. Auch für den Armen ist die Bahn da. Und anstatt dem „Nirgendwo“ nachzujagen, ist es immer noch besser, auf Holzbänken durchs Land zu fahren. „Arme habt ihr allezeit bei euch,“ sagt Jesus. Auch wir sind und werden nicht darüber hinauskommen.

Ich bin gerne in der 4. Klasse gefahren. Es hat mich an die fröhliche Zeit erinnert, da wir viel Zeit und wenig Geld hatten. Aber einstimmt nicht, daß der gradeste Weg auch immer der kürzeste sei. Er war sehr oft der längste. Wie oft mußten wir 2—3 Stunden warten, weil unser Büglein nicht weiter fuhr, und der andere Zug, der uns weiter bringen sollte, eben noch nicht da war. Was machte es aus! Diese Städtchen, abseits von der großen Seeresstraße, haben mancherlei zu zeigen, manche alte Kirche, manchen wehrhaften Turm, der von schwerer Zeit erzählt. Bis auf diesen Tag habe ich mir die Liebe zu diesen Städten bewahrt, die in ihrer behaglichen Ruhe und Abgeschlossenheit wie ein stiller Protest gegen das fauchende, hastende, lärmende Leben der Gegenwart daliegen: Wir leben auch. Als ob das Leben an den Schienenstrang gebunden wäre! Nervosität ist nicht gesteigerte Lebenskraft, und Großstädte sind noch lange nicht Sammelbecken des Lebens.

In Neubrandenburg stehen auf dem Stargarder Tor „neun edle Jungfrauen vom alten Meister in Stein gehauen“. Mary Möller legt ihnen das Lied in den Mund:

„Komm, komm! Bist du des Getriebes nicht satt?
Komm! Wir stehen und warten und warten!
Komm! Unsere heitere, saubere Stadt
Ist lachend und warm wie im Sommer ein Garten.
Die Blumen hier blühen noch einmal so bunt
Wie weit in der Fremde, wo je du gewesen!
Das Lachen verlernte schon lange dein Mund!
Komm! Hier ist Frieden! Hier sollst du genesen!
Komm! Und wirf von der Seele die Last!
Laß die Sorgen, die draußen dich quälen!
Kehre ein und sei unser Gast,
Wir wollen dir tausend Geschichten erzählen!“

Wo ist die Großstadt, die solche Empfindungen auslöste?

O du schöne, sorglose Zeit, da Zeit noch nicht Geld war! Ich habe auch einer Dame mit sehr berühmtem Namen, die mich ängstlich frug, ob sie auch 4. Klasse fahren dürste, den Rat gegeben, ruhig 4. Klasse zu fahren. Das Holz der Bänke sei nicht härter als der in der 3. Klasse, und die Menschen auch nicht schlechter. Ich weiß nicht, ob sie meinem Rate gefolgt ist, und ich gab den fröhlichen Rat doch mit wehem Herzen. Deutschlands Elend sprach aus der Frage.

Wenn man das Glück hatte und der Zug führte Wagen für „Reisende ohne Traglasten“, so hatte man eben Glück. Und wenn man dann noch so glücklich war, einen Sitz am Fenster zu bekommen, dann konnte das Auge schwelgen. Deutschland prangte wie ein Garten. Soviel vernachlässigtes, unbebautes, verunkrautetes Land wie bei uns, das gab es nicht. Unser Reichtum ist unsere Not. Und nun schließen wir gar unsere Türen zu und lassen Gottes Erde verkommen, und wachen wie Alberich, der Zwerg, über unseren Schätzen. Fürchten uns vor Überbevölkerung und haben keine Kinder. Und in Deutschland sitzen dieselben Millionen auf kleinerem Gebiet als vor dem Kriege. Weg mit den trüben Bildern! Das deutsche Land lag unter Gottes Sonne, als ich hindurchfuhr. Saftige Wiesen, von Wassergräben durchzogen, wechselten mit Getreideland. Über die Wiese stolzierte gemessenen Schrittes der Storch, zwischen den Rüben hindurch. Die wandten nicht einmal den Kopf. Ich aber wandte ihn. Im goldenen Ge-

treide blühte der rote Mohn, die blaue Kornblume, die violette Kornrade. So malt der Herrgott mit lebendigen Farben, zum Ärger des Bauern. Aber wenn der 30 Jahre das Bild nicht gesehen, wäre sein Ärger wohl kleiner und er verstände mein Entzücken. Und dann die Wälder, die Laub= die Nadelwälder! Hier sieht man sie meistens am Horizont, und wir fahren durch Wälder hindurch! Und Rehe traten aus den Wäldern und gingen übers Feld, sich Nahrung suchend. Durch Moorgegenden fuhr ich, sogar durchs „Teufelsmoor“, ein schlecht gewählter Name, mit den einsamen Häusern und Bäumen und schwarzen Wassertümpeln. Das Heidekraut blühte und bedeckte das arme Land mit reichem Teppich. Und über allem lag es wie ein schwermütiges Träumen, wie ein geheimes Warten nach einer herrlichen Freiheit und nach der Schönheit, die offenbar werden soll. Das alles hatte die Revolution nicht zerstören können, das hatte sie unangetastet lassen müssen. Das war noch alles wie vor Jahren. Und es griff wie mit tausend Händen nach dem Herzen des landfremden Mannes. . . . Heimat, Heimat!

Aber auch in den Wagen für „Reisende mit Traglasten“ war's so übel nicht. Es ward ja manchmal eine qualvolle Enge und eine Luft, daß man den Tabakgegnern nicht unhold gesinnt wurde. Aber man konnte an den Traglasten die ganze Lebensgeschichte, Arbeiten und Mühen der Menschen studieren. Und man kam sich so nahe. Man konnte doch nicht stundenlang, stumm wie ein Fisch, beieinander stehen. Ein Wort gab das andere. Das „woher“ machte

meistens den Anfang. Nie habe ich ein böses Wort über Amerika gehört. Man träumt von uns als selbstlosen, edlen Menschen. „Sie sind doch kein Engländer oder Franzose,“ das kam einmal scharf. Wie kann der Mensch sich trügen! Aber die Stimmung ward gleich ruhiger, als ich sagte: „Nein, von Amerika.“ Und schließlich schieden wir als gute Freunde. „Nehmen Sie das beste Gedenken an Deutschland mit.“ Und das, trotzdem ich aus meinem Herzen keine Mördergrube gemacht und ihnen meine Meinung über die kolossale Dummheit der Revolution gesagt. Freilich, das war in dem ruhigen Lande Mecklenburg.

Wenn's nach Industriestädten ging, tat man doch besser, seinen Wohnsitz für die Reise eine Klasse höher zu wählen. Denn mit dem verhekten, und nun im tiefsten Grunde enttäuschten Arbeiter ist nicht gut Kirichen essen. Ich glaube nicht, daß die sozialdemokratischen Massen noch stark ihren Idealen anhängen. Ich habe sie bei einem Umzuge: „Hoch die Republik!“ rufen hören, aber Begeisterung hat einen anderen Klang. Es kam so heraus, als wenn einer zum anderen gesagt hätte: „Du, August, nun müssen wir mal wieder die Republik hochleben lassen.“ Es ist mehr die Wut der Enttäuschung, die sie zusammenhält. Es fehlt ihnen der Mut einzugestehen, daß sie geträumt haben, und dem, der sie aus dem Schlafwandel zu wecken sucht, sind sie nicht wohlgesinnt. Sie haben alles zerschlagen, aber auch ihnen ist alles zerschlagen worden. Das Gewesene haben sie so mit Schmutz betworfen, daß sie es nicht anfassen können, und etwas Neues zu bauen fehlen ihnen Ideen und

Kraft. Dem Gemeinsinn haben sie den Klassenkampf entgegengesetzt, nun ernten sie die Frucht, die Zerstörung, die Wüste, die Sklaverei. Ein heimatloses Volk im eigenen Vaterland, das ihnen nichts bedeutet. Das ist böse Aussicht für Deutschlands Zukunft.

Ich bin auch in der 3. Klasse gefahren, nie gerne. Wenn ich daran zurückdenke, dann höre ich immer noch die Stimme, die mit der Worte Schall ertönen sollte, was ihnen an Beweiskraft fehlte. „Ja, sehen Sie, meine Herren, wenn der Kaiser in Preußen das allgemeine Wahlrecht zugelassen hätte, dann hätten wir niemals den Krieg verloren.“ Da bin ich entsetzt geflohen. Auf solche fundamentale Geschichtsbetrachtung war ich nicht gefaßt. Am Fenster im Gange lehnte ein Mann mit finsterem Gesicht, ein bitteres Lächeln ging darüber. Er hatte es auch gehört. Nun jetzt hat ja Deutschland das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht. Es hat uns überdemokratisiert. Jeder Hanswurst, männlichen und weiblichen Geschlechts, von 20 Jahren und darüber, hat es verbrieft und versiegelt, konstitutionell für ewige Zeiten festgelegt, daß seine Stimme unentbehrlich ist für des Reiches Wohl und Wehe. Es ist das demokratischste Volk der Erde, und da Demokratie die Vorbedingung alles Glückes, alles Wohlstandes, aller Größe ist, und kein Mensch eigentlich weiß, was Demokratie ist (welches bekanntlich die besten politischen Fischgründe sind), so steht dem Aufstieg Deutschlands eigentlich nichts mehr im Wege.

In der 3. Klasse habe ich auch sonst meine lieben Deutschen von ihrer unangenehmsten,

nämlich lauten, lärmenden Seite kennen gelernt. Sie nannten das Geräusch Singen, ich nannte es Gröhlen und Unfug. Das Bier hatte großen Anteil daran.

Aber ich erlebte auch in der 3. Klasse eine sehr hübsche Freude. Mit mir in demselben Abteil saßen zwei Reichswehrsoldaten und ein früherer Soldat des kaiserlichen Heeres. Wir haben ja Deutschland und die übrige Welt bekanntlich von Last und Schrecken des Militarismus befreit. Aber das war ein höchst undankbarer Mensch. Der schwärmte geradezu von seiner Soldatenzeit. Mit Begeisterung sprach er von seinem Wachtmeister, wie der sie dran gekriegt. Er sah mit mitleidiger Verachtung auf die beiden anderen herab. Das machte mich doch recht nachdenklich. Und nachdenklich machte es mich auch, was ein früherer Soldat mir leztthin sagte: Wer auf seine Soldatenzeit schimpft, der hat gewiß nicht seine Schuldigkeit getan. Begeisterung hat immer etwas Wärmendes an sich. An der Begeisterung ist mir das Herz warm geworden. Der Militarismus muß doch besser gewesen sein als sein Ruf. Jedenfalls hat er Deutschland stark gemacht, vier Jahre lang der Welt standzuhalten. Das ist immerhin etwas. Und da es in dieser Welt des Neides und der Selbstsucht trotz Völkerbund und Weltgerichtshof nach dem Sprüchlein gehen wird:

„Der eine will's, der andre hat's, und deswegen führt man Krieg“,

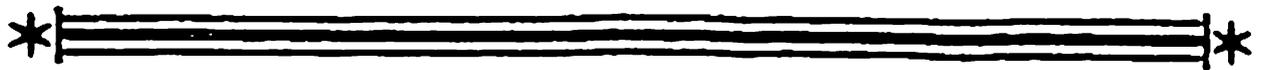
so will es mir richtiger scheinen, ein wenig darauf vorbereitet zu sein. Aber ich verstehe wohl nichts von solchen Dingen. Doch tut es immer wohl, einen Menschen für seinen Stand auf-

stehen zu sehen. Mir hat es sehr wohl getan. Das muß wohl das Sonnenblut in meinen Adern machen. Und als ich einmal von einer Reise zurückkam, da kehrten mit demselben Zuge auch die Soldaten von einer Übung zurück. Am Bahnhof wartete die Regimentskapelle, und nun ging's durch die Straßen mit Musik. Und die Jungen und die Alten mit in gleichem Schritt und Tritt! Das hat mir noch wohler getan.

So bin ich durchs deutsche Land gefahren, und die Räder der Eisenbahn fangen mir das Heimatlied. Und merkwürdig, sie waren immer im Takte mit allen lieben, trauten Liedern. In welchem Ton, in welchem Takt sie gingen, es paßte immer wie die Begleitung zur Melodie. Und als es wieder scheiden hieß und durch die Seele klang: Nun ade, du mein lieb' Heimatland, lieb' Heimatland, ade, da sangen sie ganz leise und schwermütig mit, als wüßten sie, wie dem Manne ums Herz war.

Einmal, unter dem Rauschen der Bäume, da formten und fanden sich mir die Worte zu einem einfachen, schlichten Spruch. Ich biete ihn allen dar, die ein heimlich Heimweh tragen.

Es rauschen die Bäume des Waldes
Wie die in der Heimat fern.
Sie singen dir eine Weise:
Die Erde ist des Herrn.



Deutsche von einst

Es sind zwei einfache, schlichte Menschen, die durch meine Erinnerung gehen wie ein Sonnenstrahl durchs Zimmer mit leuchtender Spur. Ich suchte den Deutschen, dessen Züge ich wohl kannte und, wenn ich ihm begegnen sollte, wohl wüßte, daß ist er! Den modernen Deutschen kannte ich genugsam. Er hatte oft genug in Amerika seine Aufwartung gemacht. Die machtvolle Stellung seines Vaterlandes war ihm ein wenig zu Kopfe gestiegen, obschon er selbst das geringste Verdienst daran hatte. So kam er, nahm den Mund etwas sehr voll, wußte alles sehr viel besser und war alles andere als ein angenehmer Mensch. Den Deutschen suchte ich, so wie er etwa vor dreißig Jahren gewesen, als Deutschland noch nicht so reich geworden und es noch einfacher in seinem Haushalt herging. Vielleicht liegt die Zeit noch weiter zurück, ich weiß es nicht. Genug, den Deutschen suchte ich. Also, den guten, alten Deutschen, der hinter der Zeit etwas zurückgeblieben war? Meinetwegen! Wer dreißig Jahre im Lande der politischen Redensarten gelebt, wer mit einigem Vergnügen bei jeder sogenannten Volkswahl zugeschaut, wie unsere erfahrenen politischen Fischerleute mit dem immer gleichen alten Röder die Massen

fangen, der ist gefeit gegen Worte wie „zurückgeblieben“, „stehen geblieben“, „rückständig“ und andere aus dem fortschrittlichen Wörterbuch. Ich gehöre zu den Fortschrittlern in allem, das des Fortschritts wert ist. Ich schwärme nicht für die gemütliche Petroleumlampe, wenn ich elektrisches Licht haben kann. Aber es gibt ein bewußtes Zurückbleiben, ein berechtigtes Stehenbleiben, wenn es sich um die Grundlinien handelt. Die lasse ich mir nicht verrücken, das Fundament meines Hauses lasse ich mir nicht zerstören. Ich habe zu großen Respekt vor dem Bauplan meines Lebens, den der große Baumeister mit Wesen und Anlagen in mein Leben hineingezeichnet hat. Ich verpfusche darin ohnehin genug, aber ich hüte mich, fremdes, störendes, brüchiges Material hinein zu bauen. Ich liebe dieses Land, ich liebe dies Volk, ich suche es zu verstehen und ihm zu dienen nach bestem Können, aber in das innerste Heiligtum meines Wesens darf es nicht hinein. Ich bin und bleibe ich.

In Deutschland sollte ich doch wohl den Deutschen finden, den ich kennen würde, wenn ich ihm begegnete. Mit dem ich mich verstehen würde, wenn er auch in vielen Stücken anders wäre als ich, in manchen Dingen anders dächte als ich. Aber das wären äußerliche Dinge, die die Seele nicht berührten. Wenn ich die berührte, das wußte ich, würde sie einen Klang geben, der mich bis ins Innerste ergreifen und meine Seele mittönen ließe. Den Deutschen suchte ich, fromm und treu, weltoffen und doch seine Eigenart wahrend. Den Deutschen suchte ich, der nicht auf der ganzen Linie mitgesiegt, als das Vaterland

in höchster Not war, sondern der über undeutsche Tat Leid trug. Nicht wie ich, der heute noch kaum an Deutschlands Zukunft zu glauben wagt, sondern der, kühner Hoffnung voll, deutsche Vergangenheit in die Gegenwart hineinträgt und getrostes Mutes seines Vaterlandes Größtes wartet. Den republikanischen, demokratischen, geschichtslosen Deutschen suchte ich nicht. Was hatte der mir zu sagen! Menschen mit der politischen Einstellung hatte ich hier genug. Und hier haben sie geschichtliche Berechtigung. In Deutschland nicht. Für mich hat die geistige Häutung etwas Häßliches, Abstoßendes. Wir haben hier eine Art Maikäfer, die alle 17 Jahre wiederkommen. Wenn die aus der Erde kriechen, lassen sie ihre Haut an Sträuchern und Bäumen hängen. Aber weder ist die Haut schön, noch der Käfer, wenn er auf den Obstbäumen sitzt und die Zweige anfrisßt. An diese Käfer muß ich denken, wenn ich der Deutschen gedenke, die über Nacht sich gehäutet haben. Die Deutschen suchte ich, denen die Geschichte, ihre Geschichte, Mutterboden ist, aus dem sie Kraft saugen, wie der Baum mit seinen Wurzeln. Die suchte ich und fand sie! Nein, nicht nur zwei! Die deutschen Lande stecken voll von ihnen. „Viel tausend Herzen heimlich glühn.“ Ich kann nicht von allen erzählen, aber von den zweien will ich erzählen. Erzählen, wie etwa ein photographischer Apparat erzählt, ganz gegenständlich, als gingen die zwei mich gar nichts an, als hätte ich sie bloß mit dem Auge gesehen.

Ich sehe den einen noch, wie er mich am Bahnhof abholte, vielmehr nicht abholte. Wir konnten einander nicht und gingen aneinander vor-

über, um uns zuletzt doch zu finden. Es ist eigenartig, wie selten man sich ein richtiges Bild von einem Menschen in Gedanken macht. Wir nehmen die Büge immer aus dem eigenen Wesen, wie kleine Herrgötter, ein Bild, das uns gleich sei. Ich kannte seine scharfe, schneidige Schreibweise, seinen draufgängerischen Stil, seine furchtlose Offenheit. Das alles hätte mich an eine schmeidige Gerte erinnern können, und damit wäre ich dem Bilde nähergekommen, und hätte nicht eine wuchtige Gestalt erwartet, wo eine schwächliche mich begrüßte.

Wir sind den Nachmittag über beisammen gewesen. Wir haben später Tage zusammen verlebt. Ich war in seinem Hause, in seiner Familie. Ich sah hinein in seine Arbeit, in sein Denken, in sein Fühlen. Aus allem wuchs mir der innere Mensch heraus, der mit seinem ganzen Wesen mich zwang, jenes Wort einer erneuerten Prüfung zu unterziehen: Mich dünkt, es soll am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen.

„Es ist deutsche Art, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun,“ hat ein großer Deutscher gesagt. Hier trat mir dieser deutsche Idealismus in seiner ganzen Selbstlosigkeit entgegen. Zeit, Kraft, Geld, alles mußte diesem Idealismus zu Dienste stehen. Die Frage, jedem Amerikaner geläufig, vielen Deutschen nicht fremd: zählt es sich? — kam bei ihm gar nicht auf. Hier glühte jene „heilige Flamme“ des Liedes, das verflungen ist. Ihm war es nicht verflungen, und die Leuchtkraft zog sie aus dem schwärzesten Tag deutscher Geschichte. Ich habe nicht oft solch lebendiges Schuldgefühl gefunden für den

schmachvollen Novembertag wie hier. Hier brannte die Schuld wie ein Feuer, und er nahm die glühenden Kohlen und trug sie umher, ein Feuer anzuzünden: Wo eine Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet! Wo Prediger versagten, wurde er zum Prediger, der zu Gottes Ordnung rief: Gotteswille steht über Volkswille. So stand er wie ein Glöckner am Kreuzwege und läutete: Zurück, zurück! Was deutsche Treue und Gottesfurcht sind, hier sah ich es, hier ergriff es mich und hat mich seitdem nicht losgelassen. O Freund, mag der Zwicker auf der Nase immer in Gefahr stehen, herunter zu fallen, mag die Halsbinde immer ein wenig windschief hängen, mich störte es nicht, mir klingt im Herzen noch heute nach:

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern find'st du nit.

* * *

Wir waren den Tag über umhergegangen. In die kleine, trübe Gegenwart war Preußens größte Vergangenheit hineingetreten. Sanssouci! Wir hatten an der Ruhestätte der deutschesten Frau gestanden. Schlicht wie ihr ganzes Wesen, so die letzte Ruhestätte. Unser Weg führte uns am leeren Schlosse vorbei. Nun machten wir noch einen Marsch von einer Stunde auf der prächtigen Heeresstraße nach einer Gärtnerei. Und da hat ich ihn, zu erzählen. Und er erzählte schlicht, einfach wie die Wahrheit erzählt. Wir haben uns wohl treuer im Gedächtnis bewahrt jene Tage der alles mit sich fortreisenden Begeisterung, die das deutsche Volk über sich selbst hinauszriß, jenes Einssein von

Fürst und Volk, wie eines Leibes. Damals kamen ja noch Zeitungen und Zeitschriften durch, und an den Bildern erlebten wir die große, Deutschlands größte Zeit mit. Und jenes Bild der Begeisterung, wie Flammen zum Himmel lodern, soll uns bleiben! Bleiben, als eine Weissagung, als ein Wegweiser hineingestellt in die Geschichte des deutschen Volkes: da lagen, da liegen die starken Wurzeln deiner Kraft! Ich hörte am 10. Gedächtnistage eine Predigt. Ich bin unmutig aus der Kirche gegangen. Das war schlechte Gelegenheit, an dem Tage alle Nöte der Gegenwart zu tabellieren. Das war die Gelegenheit, jeden bei der Hand zu nehmen und ihm zu sagen: Bruder, Schwester, laßt uns gehen zu dem Großen, daß der große Gott an uns getan, an dem wir hätten groß werden sollen und wurden klein. Auf den Anblick der von der Sonne umleuchteten dunkeln Wolke, da alle Mänder wie mit Licht getränkt, wartete ich, und sah sie nicht.

Der neben mir ging — sein Auge glänzte, seine trockene, gleichmäßige Stimme hatte Glockenklang, als er mir von jenen Tagen erzählte. Und dann mischten sich in das große, glänzende Bild die Schatten und dunklen Stellen. Menschen, die mit Geld sich loskauften. Menschen, denen er ins Zeugnis schrieb: tauglich zum Dienst, und die nach einigen Tagen wiederkamen, frei vom Dienst. Das Geld hatte ein anderer genommen. Und er erzählte, wie er selbst, der mit seinem Asthma nicht tauglich war zum Felddienst, Tornister und Gewehr nehmen mußte, weil — er sagte es ohne alle Bitterkeit, darum will ich's nicht sagen. Und wie er

den Krieg mitgemacht, im Schützengraben gelegen, im Hospitaldienst bis an die Grenzen seiner Kraft gearbeitet. Er erzählte mir, welche einzigartige Volksgemeinschaft aus Not und Gefahr erwachsen. Auch die hat die wahnsinnige Revolution zerschlagen. Wie eines Tages ein Soldat, ein wenig zerlumpt und bedeckt an die Tür klopft, er ihn hereinläßt, ihm zu essen und zu trinken gibt, sich mit ihm kameradschaftlich unterhält. Und als er ihn ins Quartierbuch eintragen muß und nach seinem Namen, seinem Seereschein fragt, die Antwort erhält: Major X, und wie nun statt des „Kameraden“ der „Herr Major“ gebraucht wurde. „Sieh,“ sagte der Major, „bisher warst du ganz vernünftig, nun wirst du wieder verrückt!“ Und wie das Ende kam. In den Ohren klingt mir noch das Wort, mit dem er schloß: „Wenn ich noch einmal meinen obersten Kriegsherrn sähe, das wäre Freude von Gott.“ So gingen wir nebeneinander her, und er erzählte ohne alle Bitterkeit, mit Stolz, daß er hatte dabei sein können. Er hatte kaum das Militärmaß. War er über fünf Fuß groß, dann nicht viel. Ich konnte mit meinen 5 Fuß 11 Zoll bequem auf ihn herabsehen. Ich sah in Wirklichkeit zu ihm auf.

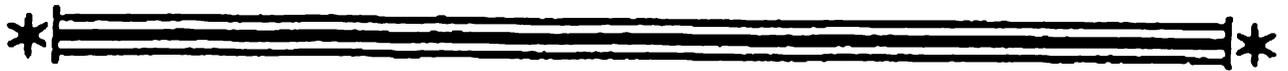
* * *

Deutschland wartet auf den großen Mann. Seine Maße müßten die eines Bismarck merklich überragen. Hat das Deutschland von heute eigentlich ein Recht, ihn zu erwarten? Die Not ist riesengroß, aber schreit sie zum Himmel? Carlisle schreibt in seinem Buche über Friedrich den Großen:

„Du tapferes Preußen! Die wahre Seele deines Verdienstes ist, daß du solchen König verdient hast, dein Führer zu sein. Ein zufälliges Verdienst, meinst du Leser? Nein, Leser, glaube mir, so verhält es sich nicht. Vielmehr, könnten wir in den Büchern des alles aufschreibenden Engels einige Jahrhunderte forschend zurückschlagen, ich bin überzeugt, nicht ein Lüttelchen Zufall bliebe übrig. Es gibt Völker, wo ein Friedrich möglich ist oder sein kann, und es gibt Völker, wo er nicht möglich ist, noch je sein kann. Wirkliche Ehrfurcht vor Menschenwert und eben solchen Abscheu vor Menschenunwert, das, mein Freund, ist das Endergebnis, zugleich die Zusammenfassung aller Tugenden dieser Welt, es handle sich um einen einzelnen Mann oder um eine Nation von Männern. Nationen, welche diese Eigenschaft verloren oder nie besessen haben, wie können sie hoffen, jemals einen Friedrich besitzen zu können?“

Würde der große Brite das von dem Preußen von heute schreiben können? Würde er schreiben: „Nationen, die die Eigenschaft verloren haben,“ wo die einen nur Schmutz zu werfen wissen und die anderen nur das Jahr 1890 auszugraben wissen, um mit den Erdschollen einen Lebenden zuzudecken? Wir lassen uns ihn nicht zudecken! Die Schatten seiner schnellen, schweren Tat sind lange genug über sein Leben gefallen. Er hat sie geführt mit rastloser Arbeit, mit selbstloser Einsetzung seiner Persönlichkeit. Er ist doch ein mächtiger Anreger gewesen. Wir im Auslande haben das wohl mehr gespürt oder weniger vergessen, weil wir nicht unmittelbar unter den Folgen eigenen törichten Handelns zu leiden haben. Wenn er seinem Volke zu schnell, zu sprunghaft ging, die Stetigkeit außer Acht ließ, nun wohl, er hat sich geirrt, wie sich der Größere geirrt hat: Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können. Hat einst ein Großer einem großen Preußen „Ehrfurcht vor

Menschenwert" zugerufen und es ehrend in seine Geschichte geschrieben, dann darf wohl auch ein Kleiner einem kleinen Preußen es zurufen: „Ehrfurcht vor Menschenwert.“ Der Deutsche von dereinst muß die Bünde des Deutschen von einst tragen: gottesfürchtig, treu! Oder seine Geschichte klingt aus wie die Märchen anfangen: Es war einmal!



Mein Besuch in Doorn

(Nach einem Vortrage.)

„Wer in die Nähe des Kaisers kam, trat in den Bann seiner strahlenden, liebenswürdigen Persönlichkeit. Einige Stunden in seiner Nähe zu verbringen, war für diese Bevorzugten ein erhebendes Erlebnis. Der Kreis war keineswegs auf Aristokraten von Geburt und Besitz beschränkt. Auch Menschen einfacher Herkunft und schlichter Lebenshaltung wurden zwanglos hinzugerechnet. Aber es waren immer Ausnahmemenschen und immer solche, die sich in der Höhenluft, in der der Kaiser lebte, wohlfühlten.“

(Georg Michaelis, Reichskanzler a. D.
„Für Staat und Volk.“)

Ich möchte zu Ihnen über den Kaiser als Christenmenschen reden. Ich weiß, daß viele unter Ihnen anders über den Kaiser denken, als ich denke. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, Ihre Überzeugung zu erschüttern. Denn einen überzeugten Deutschen zu überzeugen, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Ich möchte Sie nur bitten, mit ihrem Urteil zurückhaltender zu werden, bis Sie sich so eingehend, in ernster Arbeit von Freund und Feind lernend, einen Einblick in das innere und äußere Leben dieses eigenartigen, viele überragenden Mannes verschafft haben, wie ich. Es ist das doch eine For-

derung selbstverständlicher Gerechtigkeit. . Aber ich habe oft genug gefunden, daß das Selbstverständliche das am meisten außer acht Gelassene ist. Und es wird mir niemand verargen, daß ich die, die ohne diese ernste, eindringende Arbeit über den Mann ein Urteil fällen, unter die rechne, an denen das heutige Deutschland so reich ist: Schwächer.

Vor allem aber meine ich, daß den Christen ein sehr vorsichtiges, zurückhaltendes Urteil geziemt. Was wir immer über die politische Tätigkeit des Kaisers denken mögen, wir stehen hier einem Christen gegenüber, der aus seinem Christenglauben nie einen Hehl gemacht hat, der sein ganzes politisches Denken und Handeln unter den Gesichtspunkt der Verantwortung vor Gott gestellt hat, der es als seine Überzeugung ausspricht, daß das Volk „nur dann eine Zukunft hat, wenn es in seiner Gesamtheit den Weg zurückfindet zum Evangelium. Allein die Gottverbundenheit in und durch die Person des Heilandes kann ihm die Kraft geben, die Bande des Materialismus zu sprengen, sich sittlich zu läutern und zu erneuern“.

Und was ich mir vielleicht nie abgerungen hätte, meine Scheu zu überwinden und öffentlich von dem zu reden, was ich gesehen und gehört habe, das haben mir Freunde zur Pflicht gemacht. Und sie haben recht! Ich habe die Pflicht und empfinde sie als solche, angesichts der Lügen und Schmähungen, die das kirchliche Volk in den Zeitungen liest, mit meinem Worte für den Mann einzutreten. Wie Sie mein Wort aufnehmen, ist mir gleichgültig. Nein, doch nicht, denn was ich Ihnen sagen wollte, steht unter dem

Geleitwort des Apostels: Ich wollte die Wahrheit sagen.

Am 17. August, auf dem Wege nach Eisenach, zur Wartburg, erhielt ich die Nachricht: „Pastor M. ist willkommen. S. Majestät haben zugestimmt.“ Ich will hier offen gestehen, daß ich darum den Herrgott gebeten hatte, daß er mir das gewähren möge, den Mann zu sehen, der 30 Jahre an der Spitze seines Volkes gestanden und sein Volk auf die Höhe geführt. Von dessen Lob im Jahre 1913, zur Zeit seines 25jährigen Regierungsjubiläums, die Welt widerhallte. Unsere Zeitungsschreiber taten wohl, einmal nachzuschlagen, wie viel Großes sie damals von ihm zu sagen wußten. Und wir alle wollen uns erinnern, wie rückhaltlos wir damals dem allen zugestimmt haben.

Besonders aber verlangte mich den Mann zu sehen, über dessen Leben eine Tragik herein- gebrochen, wie kaum über einen Menschen in der Weltgeschichte. Daß er sie trug, hatte ich gelesen, aber sehen ist etwas anderes und mehr als lesen. Und ich fühlte unmittelbar, daß mit diesem Sehen sich auch mir eine Quelle der Kraft erschließen würde. Denn gegen nichts muß ich mich innerlich so wehren wie gegen die Verachtung der Menschen, die von der Tragik dieses Menschenschicksals kaum einen Hauch verspürt haben. Ich habe immer gemeint und meine noch, daß vor dieser Tragik jeder die Empfindung haben müsse: das große Unglück adelt. Ich kann mich voll hineinfühlen in das Wort eines seiner Gegner:

„Eine heilige Scheu, ich spreche es rückhaltlos aus, — denn was ist ein Bekenntnis, wenn es nicht völlig ehrlich

ist? — eine wahrhaft heilige Ehrfurcht umgibt jetzt für mich die Gestalt des gestürzten Kaisers. Sein Unglück umkleidet ihn für mich mit einer hehren Weihe. Fühle jeder das Seine: so fühle ich, ich kann nicht anders. Sonst dachte ich selten an ihn, und meist mit Mißmut. Nun umschweben ihn fast Tag um Tag meine Gedanken, und ich möchte ihm zurufen, wie ich es den Tapfersten unserer Kämpfer zurief mit dem einfachsten Worte — denn das einfachste Wort ist das stärkste, weil es ohne Umschweife den kürzesten Weg zum Gemüte nimmt — so möchte ich nun auch unserem geschlagenen, gebeugten Kaiser zurufen: „ich grüße Dich!“

(Ernst Horneffer: Erkenntnis.)

Und was erlebten wir? Nie hat die Welt so das schonungslos aufdeckende Wort (Matth. 15, 19) des größten Menschenkenners über das Menschenherz bestätigt, wie in dem Verhalten dieser Tragik gegenüber. Welche Flut von Schmutz ergoß sich durch die Zeitungen in das Volk! Sie beschmutzte nicht ihn, sie beschmutzte das Volk. Sie unterwühlte jedes sittliche Empfinden. Und keiner war da, der einen Damm dagegen errichtet hätte! Das sind gallenbittere Erinnerungen, die heute noch Ekel erregen.

In Amerfoort wartete auf mich das kaiserliche Automobil, um mich nach Doorn zu bringen. Mir liegt das Fragen nicht, sonst hätte der Mann, der es fuhr, mir wohl die Geschichte einer Treue erzählen können, die Heimat und Vaterland aufgeben kann, um in Treue zu dienen. Diese Treue tritt einem in Haus Doorn auf Schritt und Tritt entgegen, und sie tut so wohl, wenn man — von Deutschland kommt! In meinem Zimmer im Torgebäude hing eine Zeichnung in Wasserfarben mit der Unterschrift: „Den Kaiserlichen und Königlichen Majestäten erlaubt sich zum Jahreswechsel ehreerbietigst

Wünsche zu senden. Berlin=Tegele, 1. Januar 1921. In alter Liebe und Treue." Wenn dem Maler diese Zeilen zu Gesichte kommen, sollen sie ihm Gruß und Dank sein, von einem Amerikaner, der an der deutschen Treue fast sehr zweifelte. Ich habe es einem Freunde in Amerika nach meinem Besuche geschrieben, ich schreibe es auch hier nieder: Mir war's, als würde das Lied der Mannentreue, das Nibelungenlied vor mir lebendig, als ich die freiwillige Treue und Ehrerbietung, den freiwilligen Dienst der Herren in des Kaisers Umgebung sah. Das war eine Welt, die, ich fürchte, der Amerikaner nicht fähig ist zu verstehen. In seinem Wortschatze fehlt das Wort „Mannentreue“. Es fehlt, weil die Sache fehlt. Ob der Begriff der Gleichheit in der Demokratie ein vollgültiger Ersatz dafür ist, ist mir zweifelhaft. Es gehen zu viel persönliche Werte dabei verloren. Daß in weiten Kreisen des deutschen Volkes diese „Kaisertreue“, diese Mannentreue verschwunden, ja zum Gespött geworden ist, das will mir als einer der tiefsten Schäden erscheinen, die der deutsche Volksscharakter erlitten hat. Der Bruch mit seiner Volksgeschichte rächt sich bitter. „Daß dein Volk dich verstoßen hat, büßt es nun durch seine eigene Ruhelosigkeit und Zerrüttung.“ Das Wort, 1919 geschrieben, besteht heute noch zu Recht und wird zu Recht bestehen, solange, bis die Schuld gesühnt ist, die das deutsche Volk unzweifelhaft an seinem Kaiser begangen hat.

Es ist ein schöner Besitz, den der Kaiser sein eigen nennt. Und auch den Besitz hat man ihm zum Vorwurf gemacht. „Sehen Sie,“ sagte der Leibarzt zu mir, „es ist schön hier, aber was

ist nicht alles darüber geschrieben worden. Wäre es denn des deutschen Volkes so würdig gewesen, wenn der Kaiser in einer Hütte wohnte?" — Wir in Amerika haben ganz und gar keine Ursache, darüber ein Wort zu verlieren. Unsere Millionäre bewohnen ganz andere Paläste und haben doch kein ander Verdienst, als das Geld zusammengeschart zu haben. Das Haus des Kaisers ist kein Palast, sondern ein einfaches Landhaus. Innen vornehm, nicht im landläufigen Sinne, sondern so, wie innerlich vornehme Menschen ihr Heim, ihre Umgebung zu gestalten pflegen. Schön ist der Park, der das Haus umgibt, entzückend schön die gewaltigen, alten Bäume. Schön die Anlagen mit den Sträuchern und Blumen, traulich der Teich an der linken Seite des Hauses. Und doch! — das Ganze mit einem hohen Drahtzaun umgeben —, es muß ja sein, der Kaiser würde sonst überlaufen werden, das Private wäre nicht gewahrt —, und doch, an dem Drahtzaun entlang gingen meine Gedanken rückwärts mit bohrendem Schmerze. — Es gibt Menschen, deren Augen immer wie in die Ferne zu schauen scheinen. Hier schaut der ganze Mensch, schaut die Seele immer nach Osten, nach Deutschland. Mit keinem Worte sagte man es mir, das braucht's nicht, das fühlt man, das hört man aus dem Klange der Stimme heraus. Und wieder und wieder klang durch meine Seele jener Ton aus Löwe's Ballade: Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie du!

Ich hatte vor meinem Besuch in Doorn Niemann's Buch: „Wanderungen mit Kaiser Wilhelm II.“ gelesen. Mit innerer Ergriffenheit

ging ich dem Strom der Liebe zu Volk und Land nach, der durch das Buch fließt. Aber erschüttert hat mich das neunte Kapitel des Buches. Wie will das deutsche Volk sich rechtfertigen — und ich meine, wir Deutschen im Auslande, ganz gleichgültig, daß wir amerikanische Bürger sind, haben ein Recht, solche Rechtfertigung zu verlangen — vor diesen Worten: „Wenn ich eine Schuld bekennen soll, dann will ich wenigstens eine wahre Schuld bekennen: Ich bekenne mich schuldig, das Vaterland stets über meine Person gestellt zu haben, bekenne mich schuldig, dem Vaterland und dem Heere meine Person zum Opfer gebracht zu haben, sie der Schmach überhoben zu haben, ihren entthronten Kaiser dem Landesfeinde ausliefern zu müssen, bekenne mich schuldig, die Verbannung dem freiwilligen Tode vorgezogen, ja mein Leben zu erhalten haben, um Zeugnis abzulegen wider diejenigen, die Deutschland des größten Verbrechens zeihen, das die Weltgeschichte je gesehen hat. . . . Wie oft gehen mir die bitteren Worte Gregors VII. durch den Sinn: „Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio“ (Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehasset, deshalb sterbe ich in der Verbannung.)

Es war am Abend des 23. August, als ich dem Kaiser gegenüberstand. Es macht meinem amerikanischen Selbstgefühl keine Schande, daß ich vorher ein wenig befangen war. Es war eine geschichtliche Persönlichkeit, der ich gegenübertrat, in dem Manne verkörperte sich ein Jahrzehnt gewaltigster Geschichte, und die Schauer der Geschichte wehten mich an. Der Mann gehört zu den Persönlichkeiten, über die

die Welt nicht sobald zur Ruhe kommen wird, wenn sie sich auch den Anschein gibt, als gehöre er bereits zu den Toten. Dann würde sie sofort nach dem Grundsatz handeln: de mortuis nihil nisi bene, von den Toten nur Gutes! Ich war dem Admiral von Nebeur-Baschwitz dankbar, als er in ungefähr 50 Schritte Entfernung zu mir sagte: Dort ist der Kaiser! — — Und ich stand dem Kaiser gegenüber.

Ich sah in ein Paar helle, freundlich strahlende Augen, ich stand einer Gestalt gegenüber, elastisch, lebendig, ich fand mich herzlich begrüßt als willkommen, jede Befangenheit fiel von mir ab. Hier stand Mensch dem Menschen gegenüber. Ich war den Menschen suchen gegangen, hier stand er vor mir in seiner ganzen Offenheit und Freundlichkeit und in seiner Größe. Die 30 Jahre im Lande der allgemeinen Gleichheit haben mir nicht den Blick für menschliche Größe nehmen können. Ich habe an dem Abend in den weiten, reichen Kreis seiner Gedanken geschaut, habe mit Vergnügen den Berichten des Professors Dörpfeld zugehört, mir war es Neuland, dem Kaiser altbekanntes Gebiet. Ich war überrascht über seine Kenntniss amerikanischer Verhältnisse. Sie war nicht verwunderlich, denn „ich habe früher fast alle amerikanischen Zeitungen gelesen,“ aber der Nachsatz traf doch schmerzlich: „ich habe jetzt nicht mehr das Geld dazu.“

Muß ich Ihnen auch über das Essen in Haus Doorn ein Wort sagen? Wir haben es ja oft genug lesen müssen: daß in Haus Doorn geschwelgt würde, während Deutschland hungere. Als Deutschland hungerte, hungerte sein Kaiser mit. Der frühere Reichskanzler Michaelis

schreibt in seinem Buche: Für Staat und Volk:
„Ich bin anfangs bei den Mahlzeiten im engsten Kreise mit Kaiser und Kaiserin nicht satt geworden, weil auch ich es nicht für möglich hielt, daß an der kaiserlichen Tafel nach einem Teller Suppe nur ein fleischloses Gericht zur Sättigung dienen sollte, und nur noch etwas Käse und Nadieschen als Nachtisch erschienen. Der Kaiser wird lachen, wenn er dies lesen sollte; man hatte mir in Berlin fürsorglich einige Butterbrote eingesteckt, denn an des Kaisers Tisch würde man nicht satt.“ Ich bin satt geworden, aber soviel will ich sagen, daß in vielen Häusern in Amerika, und nicht nur in den Häusern der Reichen, viel reicher gegessen wird als in Haus Doorn.

Bis 11 Uhr saßen wir beisammen im Gesellschaftszimmer. Der Kaiser stand auf, reichte jedem die Hand, der Leibarzt öffnete ihm die Tür, und der Kaiser ging durch den Vorjaal allein die Treppe hinauf in sein Zimmer. So ist der Mann einsam gegangen seit jenem Tage im April 1921, da das treueste Herz brach, bis zu jenem Tage 1½ Jahre später, da sich eine andere fand, stark und bereit, in das einsame Leben Licht und Liebe zu tragen. Gottes Segen über die tapfere Frau!

Am Sonntag, den 24. August, morgens 9 Uhr, war Gottesdienst im Schloß. Ich hätte gerne die Predigt gehalten, meine Bitte kam zu spät, die Hausordnung war schon festgelegt. Wenn ich zurückdenke, sage ich jetzt: Es war besser so. Ich war nicht gekommen, um zu geben, sondern um zu nehmen, um das Wesensbild dieses Mannes, wie in einem Spiegel, aufzufangen. Wie ein Hausvater stand der Kaiser in der Tür und

begrüßte jeden, der zum Gottesdienste kam. Der Kaiser predigte nicht, wenigstens an dem Sonntage nicht. Ich wußte nicht, warum er nicht predigen sollte! Die Predigt ist doch nicht ausschließliches Recht der Pastoren? Daß der Kaiser imstande ist, eine Predigt auszuarbeiten, bezweifle ich nicht. Vielleicht wäre sie nicht schulgerecht aufgebaut, aber sie würde aus der Tiefe eigener Erfahrung schöpfen, sie würde den Atem eigenen Erlebens an sich tragen. Und das ist mehr als alle Schulregeln.

Vor dem Mittagessen las uns der Kaiser ein Privatissimum über den Propheten Elias, mit Gedanken, wie man sie erlebt, aber nicht lernt. „Da sitzt er unter dem Wacholderstrauch und seufzt: Es ist genug! Der Herrgott hat ihm geantwortet mit Feuer vom Himmel. Dann geht Elias hin und schlachtet die 400 Propheten Baals. Das hat ihm der Herr nicht geboten. Nun muß er fliehen. Dort beim Wacholderstrauch kommt der Engel des Herrn und stärkt ihn, und Elias muß 40 Tage und Nächte wandern bis an den Berg Horeb. Wenn heute ein Mensch sich bekehrt, dann sagt er zu seinem Gott: Aber lieber Herrgott, bis zum Montag muß alles in Ordnung sein, dann muß es mir gut gehen, dann muß ich aus dem Elend heraus! Aber der Herrgott sagt: Nichts da, du mußt wandern, wandern! Und erst nach 40 Tagen kommt die Erquickung.“ Ich aber schaute mir den Mann an, der so den zwei Professoren und dem Pastor predigte, und durch meine Seele ging das tiefe Empfinden: Mann, das redest du aus deiner eigenen Erfahrung heraus, und ich danke dir, daß du mir diesen Einblick in deine Seele gestattet hast!

Im Gottesdienst las der Kaiser eine Predigt des Hofpredigers Döhning vor. Die Auswahl der Predigt läßt einen Rückschluß auf die Geistesart dessen zu, der die Predigt auswählt. Die Predigt hatte zum Text Luk. 9, 57—62 und zum Thema: „Es geht aufs Ganze.“ Modern in der Form, altgläubig in den Gedanken. Klar und scharf geschnitten die Sprache, ergreifend in dem Willensernst. Aber so scharf mein Ohr der Predigt folgte, schärfer noch lag mein Auge auf dem, der die Predigt las. Daß er keinen Kanzelton hatte, daß die Sätze wie Kommandos kamen: das gehörte dem Ohre an. Aber diese innere Ergriffenheit, dieser Wechsel im Antlitz des Lesenden, dieses schwere Atmen, dieses innerliche Leidtragen mit seinem Volke, das alles sah mein Auge, das barg meine Seele als tiefergreifenden Niederschlag. Was für ein reiches Innenleben muß der Mann führen — und wie groß seine Scheu, andere in dies sein Innenleben blicken zu lassen. Ich habe davon noch zuletzt beim Abschied einen tiefen, unvergeßlichen Einblick erlebt.

Ich weiß und kenne wohl die Vorwürfe, die man gegen seine Stellung zum Alten Testament erhebt. Ich teile diese Stellung nicht. Es ist doch so, wie einer schreibt: „Das ganze Neue Testament gleicht vom ersten bis zum letzten Worte einem Gewebe, das von alttestamentlichen Fäden durchzogen ist; nimmt man diese heraus, so zerfällt es. Jeder Angriff auf das Alte Testament ist indirekt einer auf das Neue. Sie stehen und fallen miteinander.“ (E. A. Wilkens: Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers.) Ich bin auch der Überzeugung, daß man mit der Veröffentlichung des Aufsatzes über „die

Neugegestaltung unseres Glaubenslebens, Religionsunterrichts bezw. die Aufgaben der Kirche“ dem Kaiser einen üblen Dienst erwiesen hat. Wenn ich richtig unterrichtet bin, war das Schriftstück nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Die Kirche kämpft darüber schweren Kampf genug. Die Hauptsache bleibt doch die Stellung des Menschen zu Christus. Und mir bedeutet es in der Hinsicht sehr viel, daß Anfang und Ende meines Besuches in Doorn gleichsam unter die Gestalt Jesu gestellt wurde. So der Anfang mit der ehrlichen Empörung über den Streit in den amerikanischen Zeitungen — „und in solchen Zeitungen“ — über die jungfräuliche Geburt Jesu, „über die Gottessohnschaft Jesu streitet man doch nicht“. Und dann, als er beim Abschied mir mit großem Ernste zurief: „Daß Sie mir den Herrn predigen und nichts als den Herrn, hören Sie! So predigen, daß die Leute nichts sehen und hören als den Herrn. Alles andere steht für mich unter dem Worte: Dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Und hier ist ein aufrichtiger Mensch!“

Es würde ein Zug in seinem Bilde fehlen, wenn ich über diese Aufrichtigkeit und Offenheit nicht noch ein Wort sagen würde. Die Offenheit ist im ersten Augenblick geradezu verblüffend. Man steht da wie vor einem Rätsel, das einem zu raten aufgibt. Ohne Zweifel hat das lebhafteste Temperament des Kaisers viel damit zu tun. Aber das erklärt nicht alles. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß man in ihm einem Menschen gegenüber steht, dem Verstellung etwas Unmögliches, Wesensfremdes ist, einem Menschen, der sich die Wahrhaftigkeit zum ober-

sten Gesetz seines Redens und Handelns gemacht hat und zähe daran festhält: es komme danach, was wolle. Es berührt die Frage, ja das innerste Seelenleben eines Menschen, und Gott allein kennt das Herz. Man mag mir auch sagen: Das zu erkennen, reichen zwei kurze Tage doch kaum aus. — Ich muß das zugeben. Aber alle anderen Schlüssel schließen mir noch viel weniger das Rätsel dieser Aufrichtigkeit und Offenheit auf.

Und was soll ich Ihnen noch weiter erzählen? Soll ich Ihnen sagen, was ich schon mußte und mir in Doorn bestätigt wurde, daß der Kaiser die Einnahmen von seinem Buche: „Ereignisse und Gestalten“ notleidenden Professoren und Studenten hat zukommen lassen? Soll ich Ihnen sagen, daß heute noch Bittschriften um Bittschriften an ihn geschickt werden, und wenn sie ihm vorgelegt werden, er sagt: Gebt! Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß ein Amerikaner ihm einmal 1000 Dollars und dann wieder 1000 Dollars zu seiner Verfügung für notleidende deutsche Frauen und Kinder geschickt hat. Es gibt also noch Menschen in unserem Lande, denen die Lüge nicht hat den Kopf verdrehen können. Soll ich Ihnen sagen, wie so frei von aller Bitterkeit er sprechen kann über unser Volk? Ja doch, einmal ward er bitter, als er über Roosevelt und Wilson sprach; aber auch da sprach er als der Überlegene, nicht als der Unterlegene! Das ist Deutschlands Kaiser! So sah ich ihn. Und seitdem mühe ich mich an der Frage: Der Deutsche der Deutschen in der Verbannung, in der Fremde! Deutschland, rufe deinen Kaiser heim!

So stellt sich mir das Bild dieses Mannes dar,

so habe ich ihn kennen gelernt. Man mag mir sagen: Du trägst viel Licht auf, die Schatten treten zurück. Ich sage, es ist viel Licht da, und weiß, wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Sie liegen nicht da, wohin man sie gezeichnet hat. Das sind schon gar nicht seine Fehler, die unsere Zeitungen mit großem Tamtam verkündigen. Es ist an der Zeit, zu versuchen, diese Persönlichkeit zu verstehen. Sie ist nun einmal eine der eigenartigsten, reichsten Persönlichkeiten, und es ist ein Armutszeugnis sondergleichen, wenn ein Zeitalter es einer solchen Persönlichkeit gegenüber nicht weiter bringt, als bis zum Klatsch.

Des Kaisers Bild gehört der Geschichte an. Wie die Geschichte ihn einst beurteilen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Ich glaube nicht, daß das Leben schon abgeschlossen ist; die Lebensenergie ist zu groß. Ich kann mir auch nicht denken, daß die Torheit immer währen kann, diese Kraft und Kenntniß ungebraucht liegen zu lassen. Was bedeutet es, wenn ein so reicher Geist durch solche Läuterung hindurch muß! Solch Maß von Leid wird doch nur ganz Großen zuerteilt. Man fasse es so oder man fasse es in die Worte: „Solche Naturen reifen schwer und reifen spät, aber wenn sie ausgereift sind, dann bergen sie in der geschlossenen Frucht den ganzen Reichtum, der in der Vielseitigkeit der Anlagen beschlossen liegt,“ das Ergebnis ist das gleiche. Darf Deutschland sich den Luxus erlauben, solch geläuterte Kraft brach liegen zu lassen?

Wenn das deutsche Volk sich selbst wieder findet, dann werden ihm die Worte in der Seele brennen:

„Mein persönliches Schicksal trage ich mit Ergebenheit, denn der Herr weiß, was Er tut und was Er will. Er weiß, weshalb Er mich diese Prüfung durchmachen läßt. Ich werde alles geduldig tragen und abwarten, was Gott weiter mit mir vor hat. Mich schmerzt nur das Schicksal meines Landes und meines Volkes. Mich schmerzt die harte Leidenszeit meiner deutschen Landeskinder, die ich — gezwungen, im Auslande zu leben — nicht mit ihnen tragen kann. Das ist der Schwertstreich durch meine Seele, das ist bitter für mich. Auch hier in der Einsamkeit fühle und denke ich nur für das deutsche Volk, wie ich durch Aufklärung und Rat bessern und helfen könnte. Auch herbe Kritik vermag niemals meine Liebe zu Land und Volk zu beeinträchtigen. Ich bleibe den Deutschen treu, ganz gleichgültig, wie sich der Einzelne jetzt zu mir stellt. Denen, die im Unglück zu mir stehen, wie einst im Glück, bin ich dankbar. Sie helfen mich aufrichten, sie lindern das an mir zehrende Heimweh nach meiner geliebten deutschen Heimat. Die, die sich aus ehrlicher Überzeugung gegen mich stellen, kann ich achten. Die anderen mögen sehen, wie sie vor Gott, ihrem Gewissen und der Geschichte bestehen. Ihnen wird es nicht gelingen, mich von den Deutschen zu scheiden.“ (Ereignisse und Gestalten.)

Ist Deutschlands Nacht noch nicht dunkel genug, daß ihm diese zwei Sterne noch nicht aufgehen, die hier fast blendend leuchten: Gottvertrauen und Vaterlandsliebe, Gottesfurcht und Treue?

Sie erwarten von mir ein Wort über „die Flucht nach Holland“? Wie sich doch manchmal mit einem Worte die Menschen verraten, daß sie hinter dem Ofen geseffen! So hätten sie ihr Leben in Sicherheit gebracht! Einer gab böswillig den Ton an, und nun schallte es in blödem Affengeschrei durch den Blätterwald: Feigling, Deserteur! Wie froh war man, dem Denken überhoben zu sein! Da ist es mir schwer geworden, nicht an die Abstammungstheorie zu

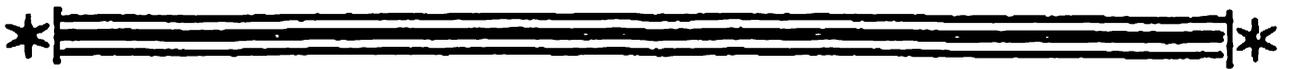
glauben. Wie selten, erschreckend selten auch nur der Versuch, sich in die Seele des Mannes in jenen Tagen zu versetzen.

Ich gestehe offen, daß ich nur mit Erschauern an den Seelenkampf des einsamen Mannes denken kann. Wo ist in der Weltgeschichte ein Mensch, der so allein die furchtbarste Frage entscheiden mußte, wie er mußte? Ich weiß von keinem. Denn hier handelt es sich um Gewissensfragen und Entscheidung in Gewissensfragen, darüber schlechthin nur einer Richter ist, Gott! Wie manchmal geht es mir durch den Sinn: aber ein irrendes Gewissen! Der sich von Gott auf seinen Platz gestellt mußte, durfte den Platz nicht verlassen, hätte wie ein Großer vor ihm sagen müssen: Hier stehe ich, hier falle ich, ich kann nicht anders! Aber der Große stand allein, stand für sich und sein Gewissen, dieser stand für sein Volk. Und dies Volk schrie ihm entgegen: Geh' doch, geh'! Und war zuletzt nicht einer da, der gesagt hätte, bleib. Nicht einer. Sie alle, die zu sagen wissen, was er hätte tun sollen, sind ja unfähig, in die Tiefe hinabzusteigen, in die der Mann hinunter mußte, und schreien nur blöde, mit bösem Gewissen durcheinander. Ein irrendes Gewissen, — wahrlich, auch dann soll man nur mit Ehrerbietung davon reden. Aber wenn ich dann wieder lese, was er nur sagen konnte: „Ich habe mich immer und immer wieder geprüft, habe mich gefragt, ob ich anders hätte handeln können oder handeln müssen. Nicht in Kopflosigkeit und Bestürzung bin ich ins Exil gegangen, sondern nach ruhiger, reiflicher Überlegung in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung gegenüber meinem geliebten Heere

und meinem unglücklichen, verblendeten Vaterlande . . . Das freiwillige Opfer meiner Person sollte dem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden bringen," dann kann ich nicht anders, als mich beugen vor dieser Gewissens- und Seelengröße, und tiefe Ehrfurcht ergreift meine Seele. So fühle ich. Fühle jeder das seine. Aber eins sollte allen gemeinsam sein, eine scheue Ehrerbietung vor dem Seelenkampfe dieses Mannes. Ich kann nicht anders, als jenes große Jesuwort unter die Tat zu schreiben: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“

Ich schließe mit einer persönlichen Erinnerung. Als ich an dem Reformationssonntage nach jenem dunkelsten Tage deutscher Geschichte mit furchtbar schwerem Herzen den deutschen Gemeinden die Predigt hielt, schloß ich mit den Worten: „Was hat dem Manne Kraft gegeben, Schmach und Schande auf sich zu nehmen, sich selbst für sein Volk zum Opfer darzubringen? Ich weiß keine andere Antwort als die: sein Christenglaube, der seine Pflicht sah und sie tat.“ Und was ich damals intuitiv schaute, ich habe es nie vor mir zurücknehmen müssen. Ob die Zeit kommt, wo das deutsche Volk die Opfertat seines Kaisers in seiner Tiefe erfassen wird, ich weiß es nicht. Dennoch, sie ist nicht umsonst gebracht.

Für mich war es Christenpflicht, dem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und wenn dabei nicht bloß mein Verstand, sondern auch mein Herz mitsprach — ich schäme mich dessen nicht.



Was mir in Deutschland nicht gefiel

Für den „Aufrechten“ schrieb ich „Reiseindrücke“. Wenn ich jetzt, nach fast einem Jahre, prüfend den Aufsatz durchgehe, — ich glaube, es besteht heute noch alles zu Recht. Manche Zuschrift hat mir bezeugt, daß ich richtig gesehen. So mögen denn die „Eindrücke“ in etwas veränderter Form wieder hinausgehen.

* * *

Auch im Unglück kann ein Volk noch eine gewisse Größe beweisen, die einem Achtung abgewinnt, um deretwillen man sich zu ihm hingezogen fühlt. Das deutsche Volk als gesamtes zeigt nichts von dieser Größe. Der erste Eindruck, den man empfängt, ist die erschütternde Überraschung: hat denn dieses Volk nichts erlebt? Es hat die größten Stunden gehabt, die ein Volk haben kann, es ist in eine Tiefe gestürzt wie kaum ein Volk — wo ist der Ernst aus der Not geboren, wo ist das Ringen, des Gewaltigen Herr zu werden? Es ist da, ich weiß es. Aber man sollte vorsichtiger werden im Gebrauch des Wortes: Volk. Volk ist immer wie die Meereswoge, die vom Winde hin- und hergetrieben wird. Ein haltloses, gedankenloses Volk: den

Eindruck werde ich heute noch nicht los. Ich erinnere mich eines Aufsatzes des schwedischen Rechtslehrers Kjellen, der die Frage stellte, ob das Zurückschrecken vor der letzten Entscheidung, die Unlust, das Letzte einzusehen, bloß eine Folge der furchtbaren Hungerjahre oder ein Einschlag im deutschen Volksscharakter sei. Im ersteren Falle sei mit einem Aufstieg des deutschen Volkes zu rechnen, im letzteren sei sein Schicksal hoffnungslos.

Wie mich diese Frage seitdem quält! Und bei den Ereignissen der letzten Zeit, bei den Eindrücken, die sich mir in drei Monaten aufdrängten, muß ich immer wieder alle guten Geister zu Hilfe rufen, um nicht hoffnungslos zu werden. Denn diese Gedankenlosigkeit erstreckte sich nicht bloß auf die Masse, sie reichte bis weit in die sog. „besseren“ Kreise hinein. Es war mir manchmal, als stände ich mitten unter einem Volke, das essen und trinken, sich vergnügen, leben wollte, so wie es das Wort verstand, aber nur nicht denken.

Diese Gedankenlosigkeit starrte mir geradezu ins Gesicht in einem Stücke, das doch recht eigentlich zu den Hauptstücken des deutschen Volkslebens gehört: die Gleichgültigkeit der großen Masse des Volkes der Schuldfrage gegenüber. Wenigstens ich bin nicht vielen begegnet, die sich sonderlich darüber aufgeregt hätten. Es sind verhältnismäßig kleine Kreise, die mit lebendiger Scham das Brandmal tragen. Die Regierungen haben ja in Deutschland gewechselt wie der Mond, aber wie der Mond sind sie der Schuldfrage gegenüber immer die gleichen geblieben. Nur soll man sich in Deutschland nicht

einbilden, daß man auch sonst in der Welt die Unterschrift der Deutschen unter das Schulurteil vergessen hat. Sie wird uns bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aufgetischt, wird fest wie ein Nagel ins Gedächtnis getrieben. Die Schuldfrage gehört zum Bestande unserer Schulbücher:

„In 1914 Germany was reaching out after the commerce of the world . . . Germany could have stopped the war, but instead she encouraged Austria to begin it. Her great men taught that war is necessary for progress, because they said it enabled the strongest and fittest nation to take the place of of the weak und unfit. Germany had the greatest army in all history and she thaught that war would put her in the foremost place in the world.“
(Im Jahre 1914 streckte Deutschland die Hand aus nach dem Handel der Welt. . . . Deutschland hätte den Krieg verhindern können, aber es ermutigte Osterreich, den Krieg zu beginnen. Seine großen Männer lehrten, daß Krieg notwendig sei zum Fortschritt, denn Krieg gäbe den stärksten und begabtesten Nationen Gelegenheit, an Stelle der schwachen und minderwertigen zu treten. Deutschland hatte die größte Armee in der Geschichte und dachte, daß der Krieg es an die erste Stelle in der Welt bringen würde.)

Jeder Satz eine Lüge! Gewiß, aber unterschrieben von Vertretern des deutschen Volkes. Je und je werden uns Flugblätter, die Schuldfrage betreffend, in deutscher und englischer Sprache zugeschickt mit der Bitte um Verbreitung. Abgesehen davon, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, sie in die Zeitungen zu bringen — und sonst hat es keinen Zweck —: seitdem ich die Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit der breiten Volksmassen dieser Lebensfrage gegenüber mit eigenen Augen gesehen, die Willenlosigkeit und Bangheit der Regierung dieser Frage gegenüber beobachtet habe, fühle ich

mich weniger denn je gedrungen, auch nur einen Finger zu rühren. Man hat in Deutschland immer mit besonderer Betonung von dem Volke Schillers und Goethes gesprochen, den angeblichen Einfluß dieser Geisteshelden bis in den verborgensten Winkel der Volksseele mit hochtönenden Worten gepriesen, wohl an denn, nun zeige sich, was diesem Volke jenes Wort Schillers bedeutet: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ Bisher verzweifelt wenig! Deflamirt hat man es oft genug, und zwar, wie es neuerdings immer so schön heißt: „mit flammendem Proteste“, aber zur Tat ist es bis heute nicht gekommen. Diese Gleichgültigkeit, — es wäre zu wenig, wenn ich sagte: sie gefiel mir nicht, sie hat mich oft gewürgt.

Ich komme auf Einzelheiten. Einen überaus unangenehmen Eindruck machte auf mich der allgemeine Mißbrauch des Namens Gottes, dieser gedankenlose Mißbrauch. „Aha, nun kommt der Pastor zum Durchbruch!“ Nein, lieber Leser, er kommt nicht zum Durchbruch, er ist immer da. Noch sind die Pastoren die besten Freunde des Volkes, noch ist die Kirche das Gewissen der Gesamtheit. Wenn erst einmal die Zeit gekommen sein wird, von der sozialdemokratische Dichterlinge so geschmackvoll gesungen:

wenn am Darm des letzten Pfaffen
einst der letzte König hängt,

dann ist die Affenzeit angebrochen, aus der sie so brennend gerne herkommen möchten. Ich weiß, wieviel in Amerika geflucht wird, daß „damned“ ist hier ein sehr gebräuchliches Wort, aber ich habe hier in 30 Jahren nicht so oft

sinnlos „Gott“ gebrauchen hören, wie in den drei Monaten in Deutschland. Warum verbitten sich nicht die Christen höflich, aber bestimmt jeden gedankenlosen Gebrauch dessen, was ihnen heilig ist. Daß der Name Gottes geheiligt werde, hat der Gottessohn uns beten gelehrt. Und wehe dem Volke, dem der Gottesname zu abgegriffener, wertloser Münze wird. Es sinken unzählige Güter damit im Werte!

Verlezt der Mißbrauch des Gottesnamens mein religiöses Empfinden, so der Klatsch mein Anstandsgefühl. Jedes Volk hat seine Hydra des Klatsches mit neun Köpfen, Deutschland hat sie mit 50 oder 100 Köpfen. Es ist, als ob der 9. November alle Schleusen aufgezo- gen, und nun ergossen sich die schmutzigen Fluten über das Land. Ich gewann — es war allerdings ein sehr schmerzliches Gewinnen — den Ein- druck, als bestände das ganze geistige Leben weitester Kreise in der Verbreitung des Klatsches. Ich brauche nicht erst zu sagen, gegen wen sich dieser Klatsch richtete. Ich kann das psychologisch verstehen. Jedes Volk hat das Bedürfnis, und besonders dann, wenn es eine solche kolossale Dummheit begangen hat wie das deutsche Volk, einen Sündenbock sich auszufuchen und dem seine Fehler aufzuladen. Jesus hat einmal das grandiose Wort geprägt von dem Splitter und Balken im Auge. Nichts hat den sittlichen Tief- stand des deutschen Volkes auch so blitzartig be- leuchtet wie die großen Auflagen des Buches des früheren Hofmarschalls.

Ins Anzeigedeutsch übersetzt würden diese großen Auflagen bedeuten: Das Buch kommt einem großen Bedürfnis entgegen. Und dies

Bedürfnis heißt Klatsch, und zwar in den Kreisen, die sich das Buch kaufen konnten. Es ist nicht so sehr in den sozialistischen Arbeiterkreisen gelesen worden. Die bekamen die saftigsten Stücke durch ihre Parteiblätter noch mit einer Extratunke serviert. Es ist mit besonderem Appetit von den sogenannten gebildeten Kreisen genossen worden. Wohl bekomm's! Hat der Amerikaner so sehr unrecht, wenn er schreibt: „Wenn ein preußischer Offizier, der die Ehre hatte, sich jahrelang in unmittelbarer Umgebung des Kaisers zu befinden, das in ihn gesetzte Vertrauen dazu mißbraucht, ein Buch solchen Inhalts zu veröffentlichen, so sehe ich darin den untrüglichen Beweis für den moralischen Verfall des deutschen Adels und Offizierkorps.“? Er hätte den Kreis auch auf die Leser erweitern sollen. Das ist der Eindruck, den das Ganze auf Menschen anständiger Gesinnung macht. Ich rechne mich unter diese Menschen, so sehr, daß ich bekenne, es nicht gelesen zu haben, und nicht die Absicht habe, es zu lesen. So hätte ich kein Recht, darüber zu reden? Bitte schön, es ist wahrhaftig nicht nötig, ein ganzes Faß Essig auszutrinken, um zu wissen, daß es Essig ist. Solch alter, abgebrauchter Vergleich! Je nun, er ist immer noch ganz brauchbar, wenn ich auch zugebe, daß der andere zutreffender ist. Nämlich der: Ich habe wie jeder ordentliche Gartenbesitzer ein Faß voll Sauche in meinem Garten. Muß ich nun das ganze Faß ausschöpfen um zu wissen, daß es Sauche ist? Es stinkt!

Man hat mir damals geschrieben, daß es in jedem Lande das gleiche wäre. Mit Verlaub, dem ist nicht ganz so. Daß es überall böse

Zungen gibt, und diese Zungen nicht bloß weiblichen Geschlechts sind, das stimmt. Aber hier handelt es sich nicht so sehr um den gesprochenen Klatsch, sondern um den gedruckten Klatsch. Wer versorgt unsere Zeitungen damit? Deutsche! Ich könnte mit vielem aufwarten. Es hätte sich längst eine gerechtere Beurteilung des Kaisers und der Deutschen hier geltend gemacht, wenn nicht wieder und wieder deutschjüdische Zeitungen neue Schmutzgeschichten aufgetischt hätten. Unsere Präsidenten waren nicht Heilige. Aber ich habe noch die Zeitung zu sehen, die es gewagt hätte, Schmutzgeschichten über sie zu drucken, wie sie sich das „Berliner Tageblatt“ und der „Vorwärts“ leisteten. Es setzt doch sehr perverse Neigungen voraus, wenn man solche Schmutzgeschichten überhaupt schwarz auf weiß niederschreibt. Solche Zeitungen wären hier von der Postbeförderung ausgeschlossen. „übelriechende Postsendungen werden nicht angenommen.“ Das ist Postgesetz in den Vereinigten Staaten!

Was mir nicht gefiel? Die ganze ungerechte Beurteilung des Kaisers, die Lüge über die Flucht nach Holland und die Unkenntnis über Vorgänge und Beweggründe zu dem Gange in die Verbannung. Wenn ich das Geld hätte, würde ich alles, was in deutschen Zeitungen 1913 von Professoren, Theologen, Staatsmännern, Zeitungsmännern zum 25jährigen Regierungsjubiläum gesagt worden ist, in ein Buch sammeln und die Deutschen fragen: Wann habt ihr gelogen, damals oder jetzt? Wenn der Mann heute noch nur Deutschland denkt und Deutschland sinnt, dann hat er einß sich be-

wahrt, daß er immer befeffen, eine große Seele, einen hohen Geist. Es vermehrt wirklich nicht die Achtung vor den Deutschen, wenn man sich sagen muß, wäre der Krieg anders ausgegangen, gewisse Deutsche hätten des Mannes Stiefel geleckt! In jedem Falle ist ihr Verhalten ekelhaft.

Und dann die Unkenntnis über die Vorgänge und Beweggründe zum Gang nach Holland! Da könnte ich Geschichten erzählen. Ich saß in einer Gesellschaft bei einer Versammlung. Rechts von mir ein Pastor, links eine Excellenz. Es kam das Gespräch, wie so oft auf den Kaiser. Sagte der Pastor: Ja, die Flucht des Kaisers! Ich antwortete ihm: Was sagen Sie, die „Flucht“ des Kaisers? Das sagen Sie heute noch nach alledem, was darüber bekannt geworden ist? Nein, sagte die Excellenz, von einer „Flucht“ des Kaisers kann man doch wohl nicht mehr sprechen. Nicht immer waren Excellenzen so gut unterrichtet. Ich hatte Gelegenheit, mit einem Bankdirektor zu sprechen. Im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn: Haben Sie des Kaisers Buch gelesen? — Nein. — Haben Sie das Buch Niemanns: „Wanderungen mit Kaiser Wilhelm II.“ gelesen? — Nein. — Und ich könnte die Bildergalerie noch vervollständigen derer, die nichts gelesen hatten und nichts wußten.

Ich kann auch den nationalen Zeitungen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie dem Kaiser viel schuldig geblieben sind. Hier handelt es sich nicht um die Kaiserfrage, hier handelt es sich um eine rein menschliche Angelegenheit: ich bin als Mensch, als Christ verpflichtet, das Bild des Kaisers nach der Wahrheit zu zeichnen, ich

bin um meines Volkes willen verpflichtet, den Schmutz abzuwehren und abzuwaschen, mit dem schmutzige Hände es besudelt haben.

Ich habe damals mit Begier die Berichte über die Tannenbergsfeier in Ostpreußen gelesen: wird man des Mannes gedenken, der des Volkes Spitze und Zier war? Ich habe selbst in den nationalsten Zeitungen nichts gefunden! Ich hätte mich als Herausgeber einer nationalen Zeitung nicht mit dem abgestandenen, allgemeinen Bericht begnügt. Ich atmete auf, als ich im „Aufrechten“ das Bekenntnis des wahrhaft aufrechten Mannes Ludentdorff zum Kaiser las. Ich frage mich oft, wo sind die reichen Nationalen (sie sind nicht alle arme Schlucker!), wo sind die, die auch heute ihm noch die Treue im Herzen halten und die diese Treue auch mit geldlichem Opfer beweisen wollen? Was ist die Treue wert, die nicht Opfer bringen kann? In Millionen Schriften müßte das Bild des in Wahrheit „edlen“ Kaisers ins Volk hineingetragen werden. „Und vergessen Sie nicht, daß der Kaiser ein wahrhaft edler Mensch ist,“ sagte Feldmarschall Hindenburg von ihm. (Nachzulesen in Niemann: „Kaiser und Revolution“, ein Buch, das ich ein „deutsches“ Buch nennen möchte in seiner Freimütigkeit und doch Ehrerbietung. Ich weiß, daß ich damit unter die Klasse von Menschen gehöre, von der eine Kritik schrieb: Wer das Buch liest, ist dumm. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß mich so etwas nicht kränkt.) Daß ich, der fast ein Menschenleben von Deutschland fern bin, freilich meine Eigenart gewahrt, doch immer meinem Adoptivvaterlande gegeben habe,

was des Landes ist, so für den Kaiser eintrete, das erscheint mir selbst so seltsam, daß ich es mir nur erklären kann aus dem religiösen Untergrund meines Lebens, der in diesem Stücke sich deckt mit den Worten Luthers: „Wir sollen den Nächsten entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“ Vielleicht befinnt sich mancher bei meinen Worten auf diese seine einfachen Christenpflichten.

Ich habe mich oft gefragt: Warum hat Deutschland eigentlich eine republikanische Staatsverfassung? Die gehörte ja allerdings in das Programm der Sozialdemokratie, die auch im Kriege auf eine Gelegenheit lauerte wie der Fuchs auf die Beute. Aber auch in anderen Kreisen liebäugelte man mit der Republik. Ob das nicht wohl zum größeren Teil daher kommt, daß die Nachahmungssucht des Deutschen so groß ist? Kein anderes Volk hat die Redensart, nur das deutsche hat sie: „es ist nicht weit her.“ Trug etwas den Stempel des Ausländischen, dann stieg es im Werte, und die bewundernden Augen wurden immer größer. Augenblicklich, das heißt nicht erst seit gestern und ehegestern, ist Amerika das erhabene Vorbild. Ich weiß so ein wenig (in dreißig Jahren sollte man doch etwas lernen), was die Vereinigten Staaten sind und was sie nicht sind. Vielleicht sind sie jetzt noch der Rock, der dem Völkergemisch am besten paßt, eine republikanische Monarchie. Das hätte Deutschland aus den Kriegsjahren, besonders den letzten, lernen können. Es hat wohl kaum ein König so absolut regiert, wie Wilson. Aber eines schickt sich doch nicht für alle. Und ich kann mir nicht helfen und will mich nicht in

Deutschlands Angelegenheiten mischen, dieser Rock, den Deutschland sich angeschafft, will mir doch etwas zu sehr auf Zuwachs zugeschnitten erscheinen. Es sollte auf propere Kleidung halten.

Wäre das deutsche Volk wirklich „das Volk der Dichter und Denker“, — oder ist das nur ein tief eingewurzelter Aberglaube, den zu erhalten seinen Feinden sehr von Nutzen ist? — dann hätte es sich gesagt, daß die republikanische Demokratie doch eigentlich nichts für denkende Völker ist. Republikanisch-demokratisch, zwei Übel durch einen Verbindungsstrich getrennt, ist der Übel ein wenig zu viel. Eine monarchistische Demokratie, so wie Deutschland sie hatte, freie Entfaltung der Kräfte unter starker monarchischer Gewalt, ... ja wohl hatte! Und die gab das Volk der „Denker“ preis für vierzehn Seifenblasen! Aber manchmal schläft ja Zeus selber. Hat Bismarck nicht unser Wahlrecht kopiert? Und als er die Fehler sah, war's zu spät, sie hätten nur mit Blut berichtigt werden können. Die Geschichte des deutschen Parlamentarismus zu Bismarcks Zeit, — der Riese unter den Zwer-gen, — bis zur berüchtigten Resolution vom 19. Juli 1917, Erzberger, Scheidemann und Genossen, vom heutigen schweigt man am besten, da Unfähigkeit und Umfall sich in Permanenz erklärt hat, geht dem Volke der „Denker“ noch nicht der Gedanke auf, endlich den ausländischen Rock auszuziehen und sich einen zu machen, der seiner Art entspricht? Vom deutschen Bismarck zum jüdischen Dr. Preuß, — das Volk der Denker hat mehr denn Siebenmeilenstiefel angehabt.

Und nun eine Stufe tiefer. Dies Weisheit=

holen nicht aus eigener Volksart und Volksgeschichte, sondern aus einem Volke, das „Erfolg“ gehabt, das hat geradezu lächerliche Formen in Deutschland angenommen. Ich denke an die „Reklame“ und „Reklamebilder“ in Deutschland. Nein, so geschmacklos sind wir, trotz unseres wenig entwickelten Kunstsinnes doch nicht. Solcher kubistischen Ausdrucksweise bedienen wir uns nicht. Wir können wohl wochenlang durch ein ? die Neugierde erregen, aber wenn wir etwas zu sagen haben, dann sagen wir es, daß es jeder versteht. Dann zeichnen wir es so, daß jeder weiß, das bedeutet das. Aber Erbarmen, was wird einem in Deutschland da zugemutet! Das alles ist undeutsches Gewächs. Undeutsch, geschmacklos ist es, Bahnhofshallen, wie z. B. in Hamburg mit Anzeigen zu beschmieren. Kein vernünftiger Mensch wird gegen eine Geschäftsanzeige etwas einzuwenden haben, aber diese marktschreierische Art ist doch eine übertölpelung des Verstandes. Das wissen wir hier im Heimatlande der Reklame sehr wohl. Wir wissen sehr genau, daß wenn ein Ding so und so oft, in der und der Weise angezeigt wird, daß der Prozentsatz der Dummen, die darauf hereinfallen, so und so groß, sehr groß ist. Wir verstehen eben das Geschäft aus dem ff. Vielleicht stellt man in Deutschland längs der Eisenbahn die 2—3 Meter hohen und 5—6 Meter langen Reklameschilder auf, die die Gegend wunderbarlich verzieren. Dann hat es in dem Stücke uns eingeholt. Aber bitte, nennt uns dann nicht mehr das Land des Dollars, der Reklame usw. Wir haben wenigstens nicht immer das Wort „Kultur“ im Munde geführt.

Und weil ich bei der Reklame bin, gegen eine Reklame sollte das Volk mit aller Entschiedenheit Front machen, gegen die Reklame für geistige Getränke. Es ist niemals fein, Essen und Trinken in den Vordergrund zu rücken, aber in jedem Bahnwagen lesen zu müssen: „Keine Feier ohne Meier“, „Edelster Weinbrand“, „Allerfeinste Liköre“, „Vornehmste Weinstube“ usw., das ist Ekel erregend, das heißt: zum Trinken — gehen wir einen Schritt in der Wirklichkeit weiter — heißt: zum Saufen geradezu auffordern. Und es wird viel zu viel in Deutschland getrunken. Der Kampf gegen den Mißbrauch geistiger Getränke muß geführt werden. Das Volk muß zur Mäßigkeit erzogen werden. Und der erste Schritt darin wäre: Entfernung der Alkoholreklame.

Freilich hüte man sich in Deutschland auch da vor dem Nachmachen! Man hüte sich vor dem Berufen auf amerikanische Verhältnisse. Man hüte sich vor dem Aberglauben, als könne man ein Volk durch Gesetze zur Abstinenz zwingen. Mit einigem Befremden habe ich in gewissen Kreisen immer die Lobreden auf die hervorragenden Folgen des Alkoholverbotes in den Vereinigten Staaten gehört. Das war mir alles neu. In Wirklichkeit sehen die „guten Folgen“ doch etwas anders aus. Mit einigem Erstaunen lese ich in einem vortrefflichen Schriftchen: „Volkserneuerung“ aus dem Verlage des Rauhen Hauses: Was machen mit den Brauereien? — Sie in Zwieback- und Teigwaren-, Zucker- und Saft-Fabriken umwandeln, wie es uns Amerika gezeigt hat.“ Glaubt der Mann, daß es damit getan ist, daß damit die

Trunksucht ausgerottet ist? Wird er mir glauben, und wenn mir nicht, der furchtbaren Statistik glauben, daß es jetzt viel schlimmer aussieht in Amerika als früher? Ich fragte einen feinen Beobachter, der 1½ Jahre in den Vereinigten Staaten zugebracht, ob ein Alkoholverbot in Deutschland bessere Früchte zeitigen würde, als in Amerika? Er sagte: Nein!

Dieses Eindringen des Ausländischen, besonders des Amerikanischen, hatte ich noch besonders Gelegenheit zu beobachten. Ich besuchte ein Kino in Berlin, eins der besten, sagte man mir. Ich traute meinen Augen nicht, als die Anzeige erschien: „Ein Bild aus dem amerikanischen Sportleben.“ Karl Laemmle. Und nun rollten die Bilder mit den englischen Inschriften ab: Ham sandwiches and soft drinks. Und da saß das Publikum und schaute mit entzückten Augen in eine Welt, die selbst im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten nicht zu Hause ist. — Und dann dieser Name: Karl Laemmle! Das war der Name jenes deutschen Juden, der während des Krieges das größte Saubild (mit aller Entschuldigung gegen das nützliche Tier!) herausgebracht: The beast of Berlin, die Bestie von Berlin! — Ich machte mich davon. . . . Das also ist, was dem Deutschen als Erholung geboten wird! Einen Trost hatte ich: das Haus war kaum halb voll. Deutsche, paßt auf!

Es handelt sich letzten Endes um das Eigenleben des deutschen Volkes. Das erste und stärkste Bollwerk darumher, das deutsche Kaisertum, ist gefallen. Das Volk, das dieses Bollwerk so nötig hat, wie England das Meer, half es zerstören. Das ist erschütternd! Vom Inter-

nationalismus erwartete es das Heil, nun ist es unter die Völker geraten. In den Völkerbund soll es hinein, um vollständig unter Aufsicht zu stehen. So wird es in den Strudel hineingezogen, erzeugt von einer unheimlichen Macht, die dahinter steht. Völkerbund und Weltbund der Kirchen, es ist alles von politischen Ideen durchsetzt. Hier hat sich die Kirche für „Demokratie“ als ein biblisches Ideal begeistert, und in Schweden findet der Erzbischof nur Worte überschwänglicher Anerkennung für Sozialistenführer, die Revolution fannen und sinnen. Und das im Gedächtnisjahre der Stellung Luthers gegen die Revolution! Es geht der Weltdemokratie entgegen. Das ist schließlich auch nur ein irreleitendes Schlagwort, es geht der Welt Herrschaft der Geldmacht entgegen. Das ist die unheimliche Macht, weil Geld mehr und mehr zum Blutumlauf der Völker wird. Der Dawesplan ist der eiserne Griff am Halse des deutschen Volkes. Ehre, Freude am eigenen Volkstum, Selbstbehauptung, alles wird erwürgt; es könnte das fremde Kapital abschrecken. Und das deutsche Volk streckte den Hals hin, ohne recht zu wissen, was es tat! Ich habe oft genug in den Buchhandlungen, in denen die Übersetzung des Gutachtens auslag, gefragt: Wird sie gekauft? Nein! Und es wird nicht das letzte Mal sein.

Und wenn ich nun wieder erlebe beim Niederschreiben, wie nach dreißig Jahren Deutschland auf mich wirkte, dann drängt sich mir wieder auf, was ich am Anfang schrieb: Ich bin nie das Gefühl los geworden, unter Trümmern zu wandern. Man kann eine Pyramide nicht zum

Wohnhaus umbauen. Man kann die stolze Marienburg nicht zu einem Bürgerhaus einrichten. Tragt den Turm ab und brecht die Binnen, setzt hier und da ein Fenster ein, und — aus den Steinen schreit die ganze große Geschichte der Vergangenheit und will nicht schweigen... Daß ich den Wandergesellen hätte daheim lassen können! Daß ich hätte aus dem Gedächtnis wischen können, was einstens war! Aber dann wäre ich arm ausgefahren und ärmer heimgekehrt.

Und doch, wir waren in der Heimat!

Es kann ja wohl nicht anders sein: Wenn man dreißig Jahre vom Vaterlande fern war, wird man ein Fremdling im Lande seiner Geburt. Das Volk ist anders geworden, man ist selber ein anderer geworden. Man hat doch mehr von der Lebensweise des Volkes, unter dem man lebt, angenommen, als man ahnte. An der Verschiedenheit wird es nun offenbar. Denken und Fühlen ist nicht unbeeinflusst geblieben. Die geistige Luft, die man einatmete, hat unmerklich, und doch tief eindringend dem innerlichen Menschen eine andere Änderung gegeben. Manches in unserem Empfindungsleben war gestorben, es fehlte ihm die Lebenszufuhr von außen her. So kam es, daß wir uns manchmal ansahen, und eins den andern fragte: Was wollen wir eigentlich in Deutschland?

Und dann kam die Überraschung. Die Heimat fing an zu sprechen. Sie sprach mit ihren Städten und Wäldern und Feldern. Das ist ja die Erinnerung, die am festesten im Gedächtnis haftet. Da knüpfte die Heimat an und nahm mit lieben, linden Händen das Fremdsein von der

Seele. Sie sprach zuletzt durch die Menschen. Mein, nicht sie, sondern Er, der mit so großer Freundlichkeit über unserer Fahrt gewaltet hatte. Wenn manchmal die Verzweiflung mir nach dem Herzen griff, dann schickte der Herrgott mir seine, liebe Menschen über den Weg, und ließ mich das alte Wort erleben: Ich will lassen überbleiben sieben Tausend, die sich nicht gebeugt haben vor Baal.

Aus den Kreisen wird auch die Erneuerung Deutschlands den Anfang nehmen. — Nicht seine Politiker werden es in die Höhe führen, diese klugen Rechenmeister, die da glauben, ausländisches Geld sei die Zauberformel. Und sie werden erfahren: Die Geister, die ich rief, die werd' ich nicht mehr los. — Auch nicht die Arbeit wird das deutsche Volk herausführen aus seiner Not. Es wird seinen Zwingherren frohnen müssen, die ernten wollen, wo sie nicht gesäet. Sie werden ihre Zwingburgen halten im Osten und im Westen. Der droben wird das deutsche Volk arbeiten lassen in unfroher, unfreier Arbeit, weil es mit Arbeitseinstellung so oft gespielt, als Arbeit Gottesdienst und heiligste Pflicht war, in des Vaterlandes höchster Gefahr. — Vielleicht wird es schreien lernen: Schaffe uns Beistand in der Not, Menschenhilfe ist kein Nütze! Vielleicht! Aber, wenn es täte, wenn es täte! Es soll ihm geschehen nach dem Worte: Wer da hat, dem wird gegeben werden.

Welche Wege der Herrgott einschlagen wird, ob er ihm wieder das herrliche Kaiserreich geben wird, wer will es sagen? Zwar das sage und bekenne ich frei: Deutschtum und Kaisertum gehören mir zusammen; ich vermag es in meinen

Gedanken nicht zu trennen. Ich werde weiterhin das Bild von des Reiches Glanz und Herrlichkeit im Herzen tragen. Das heutige Deutschland hat mir wahrlich nichts davon nehmen können, hat es mir nur glänzender erscheinen lassen. Das heutige Deutschland lebt ja schließlich noch von den Brosamen früherer, besserer Zeit!

Man sagt uns, auch das kaiserliche Deutschland hatte seine Flecken und Schatten. Welch törichte Rede ist doch das! Alles Menschliche menschelt und Kost setzt sich überall an. Aber das Edelmetall war noch da. Wir sahen, was der nörgelnde Philister daheim nicht sah, nicht sehen wollte, sonst wäre seiner Bierbankphilosophie ja die Bank weggezogen, und er hätte auf dem Trockenen gegessen: es bestand noch immer in höchsten Ehren neben anderen Staatsgebilden. Ordnung und Freiheit, gesunder Fortschritt und Bewahrung des bewährten Alten, Schutz der Schwächeren und Wehrung den Ausbeutenden, gleiche Pflicht und gleiches Recht, es ist nirgends so sicher gestellt gewesen wie im deutschen Kaiserreiche. Den Staat, — nicht die Nützlichkeitsanstalt, an der man sich ohne Skrupel bereichert, wenn sich günstige Gelegenheit bietet, oder im besten Falle von seinem Wahlrecht Gebrauch macht und im übrigen nach seiner Willkür lebt —, sondern den Staat, dem die höchste sittliche Auffassung zugrunde lag, der Einzelne ist für die Gesamtheit da — unser keiner lebt ihm selber —, den haben wir zerschlagen helfen. Nicht ich richte den, der am meisten dafür verantwortlich war und mit gleißenden Worten ein unwissendes Volk betörte. Er steht vor dem ewigen Richter. Eine wie tiefe

Wunde uns damit geschlagen wurde, welches Fremdsein damit über uns hereinbrach, wie es uns war, als würde unser ganzes Leben entwurzelt, davon will ich schweigen.

Doch nicht damit soll dies Büchlein ausklingen. Es soll ausklingen mit dem Wort, das alles in sich schließt, Freud' und noch mehr Leid, Dank und Wunsch:

Wir waren in der Heimat!